

Haß gegen Alashan

von Susan Schwartz

Seit Perry Rhodan zum Sechsten Boten von Thoregon ernannt worden ist handelt er im Auftrag der nach wie vor etwas mysteriösen Koalition Thoregon, der insgesamt sechs Völker angehören. Eines dieser Völker sind die Terraner—oder sollen sie sein, wenn die Koalition endlich ihre Arbeit voll und ganz aufgenommen hat.

Dagegen arbeitet jedoch ein Wesen namens Shabazza, das an vielen Fronten gleichzeitig angreift. So verwüsteten die Tolkander und die Große Mutter Goedda die Milchstraße, und die Hauptstadt der Erde wurde von Weltraumbarbaren weitestgehend in Schutt und Asche gelegt. Auch die Attacken gegen die Baolin-Nda, die Galornen und die Nonggo gingen auf das Konto Shabazzas.

Um diesem gefährlichen Feind der Menschheit das Handwerk zu legen, muß Perry Rhodan zuerst einmal dessen Schlupfwinkel ausfindig machen. Deshalb ist er in der Doppelgalaxis Whirlpool unterwegs. Dort hat man zuletzt das Hantelraumschiff SOL gesichtet mit dem Rhodan selbst schon durchs All gereist ist. Als offizielles Schiff des Sechsten Boten ist die SOL vorgesehen—dazu muß sie aber noch “erobert” werden.

Immerhin gelang es Rhodan mit einem kleinen Einsatzkommando in Shabazzas Zentrale vorzustößen. Auf dem Planeten Century I fand der Terraner nicht nur gigantische Industrieanlagen, sondern auch 22.000 Raumschiffe, mit denen es Shabazza im Zweifelsfall möglich ist jede Welt in DaGlausch zu vernichten.

Damit ist die kleine terranische Kolonie in der Doppelgalaxis noch gefährdeter als bisher angenommen. Zu allem Überfluß gibt es einen weiteren Gegner—und dieser pflegt seinen HASS GEGEN ALASHAN...

Die Hauptpersonen des Romana:

Tess Oumisha—Jahrelang hielt die junge Frau ihre Gabe streng geheim.

Gia de Moleon—Die Vorbereitung auf den Krisenfall Robinson ist für die Geheimdienstchefin das Wichtigste.

Perry Rhodan—Der Sechste Bote von Thoregon berichtet über Shabazzas Umtriebe.

Benjameen von Jacinta—Der junge Arkonide sucht die Frau aus seinen Träumen.

Stendal Navajo—Der Bürgermeister der Nation Alashan bleibt kritisch.

Saewena—Ein Wesen schwört tödliche Rache.

1.

Verlassen

Ich bin allein. Abgeschnitten von meinem Volk, meinen Angehörigen, für immer. Es war nur ein Zufall, daß ich als einziger zurückblieb. Ich weiß nicht, wo die anderen sind. Ich weiß nicht, wie es ihnen geht. Von einer Sekunde zur nächsten hat sich alles verändert. Sie waren fort, und ich blieb zurück.

Vielleicht sind sie vernichtet worden.

Sie sind soweit entfernt, daß jegliche emotionale Verbindung abgerissen ist. Und es gibt keine Chance festzustellen, was mit ihnen geschehen ist.

Ich weiß nur, daß ich in mir eine entsetzliche Leere fühle. Das Wort Allein hat eine eigene Dimension bekommen. Keiner von uns ist je allein gewesen, wir haben einen starken Verband. Wir sind gesellig. Wir leben, arbeiten, essen und schlafen gemeinsam. Es ist unvorstellbar, daß einer

von uns seine eigenen Wege geht.

Zuerst habe ich geglaubt, verrückt zu werden. Leider ist es mir nicht gelungen.

Wie kann ich jetzt weiterleben? Allein, auf mich gestellt? Unter Feinden? Sie sind nicht nur Fremde, sie sind Feinde. Sie würden mich sofort töten, wüßten sie von meiner Anwesenheit.

Aber ich war schlau. Ich habe reich nicht von der allgemeinen Verwirrung, als das Unglück passierte, anstecken lassen. Ich habe mir sofort ein Versteck gesucht und die wenigen technischen Hilfsmittel, derer ich habhaft werden konnte, dorthin gebracht. Das Versteck befindet sich in ausreichender Höhe, so daß eine zufällige Entdeckung weitgehend ausgeschlossen ist.

Von hier oben aus kann ich sie gut beobachten. Ich bekomme Brechreiz, wenn ich ihnen zusehe. Sie sind verabscheuungswürdig.

Sie sind nämlich schuld an allem.

Ich bin allein.

Sie sind meine Feinde. Ich hasse sie!

Ich werde sie vernichten.

Nicht heute und nicht morgen, aber hoffentlich bald. Ich habe Zeit. Ich habe Geduld. Ich werde alles daransetzen, Rache zu nehmen. Mein Haß hält mich am Leben.

2.

Terra, vor einigen Jahren

Irgendwann fing es an. Rückblickend konnte Tess nicht mehr genau feststellen, wann es ihr *bewußt* geworden war. Anfangs, als kleines Kind, hatte sie eher instinktiv reagiert, ohne darüber nachzudenken.

Damals war es auch noch ganz harmlos gewesen. Es spielte sich aufgrund ihres zarten Alters nur auf der emotionalen Ebene ab -also im Grunde nichts Besonderes. Wenn man sensibel war und eine besondere Beziehung zu jemandem hatte, war es schon fast normal, daß zwei Gedanken wie einer waren. Man wußte, was der andere gerade dachte und kam ihm zuvor, indem man als erster darüber sprach.

So etwas funktionierte auch über Entfernungen. Man rief beispielsweise jemanden übers Trivid an: "Hör mal, eigentlich habe ich keine Lust, transpulmines Gotcha zu spielen. Gehen wir doch lieber ..."

"Stynigisch essen!" käme dann die prompte Antwort. "Gerade wollte ich dich deswegen anrufen!"

Schlichtere Gemüter nannten das eine Art Telepathie. Dabei war es nichts anderes als die Harmonie zwischen gut aufeinander eingespielten, zueinander passenden Menschen, die eine enge Beziehung hatten—durch Verwandtschaft oder Zuneigung. Man stellte sich auf den anderen ein, versetzte sich fast in ihn.

Manche Leute nutzten vor Jahrtausenden dieses Gespür, perfektionierten es und machten es zu ihrem Beruf. In der Kriminologie des 20. Jahrhunderts hatte man solche Leute als "Profiler" bezeichnet, die auf nahezu unheimliche Weise die Gedanken anderer nachvollziehen konnten. Trotzdem waren diese Menschen keine echten Mutanten gewesen. Sie besaßen lediglich eine erhöhte Sensibilität und einen scharfen, logischen Verstand, der selbst ein noch so kompliziertes Puzzle zusammensetzen konnte.

Ende des fünften Jahrtausends gab es unter den Menschen wiederum so gut wie keine Mutanten. Ausnahmen wie Mila und Nadja Vandemar waren so selten, daß sie vom "Normalbürger" kaum registriert wurden. Die erfolgreichen Zeiten des terranischen Mutantenkorps unter Perry Rhodan waren vergangen; der nichthumanoide Mausbiber Gucky war der einzige Überlebende jener Zeit. Namen von Terranern wie Tanaka Seiko, Iwan Iwanowitsch Goratschin oder Anne Sloane waren sogar nur noch Historikern geläufig.

Eine einzige, unheimliche Ausnahme hatte es im Frühjahr des Jahres 1273 NGZ gegeben, als

ein Mann namens Vincent Garron sein Unwesen trieb. Aufgrund eines Unfalls hatte er entsetzliche PSI-Kräfte erhalten, mit denen er in knapp zwei Wochen eine blutige Spur bis nach Terra zog, bis er außer Gefecht gesetzt werden konnte. Die Vorfälle waren schrecklich gewesen, doch danach hörte man nichts mehr von dem sogenannten Todesmutanten. Von den "normalen" Einwohnern Terras dachte schon zwei Jahre später wieder kaum jemand über PSI nach.

Auch Tess Qumishas Vater dachte sich anfänglich nicht viel dabei, als seine dreijährige Tochter manchmal ganz unerwartet auf bestimmte Aufforderungen reagierte. Sie schien genau zu wissen, wann er etwas absolut ernst meinte—und wann nur halbherzig.

Tess war ein Einzelkind, das von beiden Elternteilen nach Strich und Faden verwöhnt wurde, wobei die Erziehung allerdings nicht zu kurz kam. So entwickelte sie sich schon sehr früh zu einem aufgeweckten, lebensfrohen und wißbegierigen Kind. Tess wußte genau, wie sie ihre Eltern um den Finger wickeln konnte, um ihren Willen zu bekommen. Auf der anderen Seite aber war sie überaus aufmerksam und überraschte Vater und Mutter Qumisha nicht selten mit kleinen Geschenken oder Aufmerksamkeiten, wie etwa dem scheinbar unmotivierten Aufräumen des Kinderzimmers, bevor es ein bereits geplantes Donnerwetter setzte.

"Dieses Kind erstaunt mich immer mehr", sagte Torr Qumisha eines Tages zu seiner Frau Sandra. "Woher konnte sie wissen, daß ich gerade jetzt Lust auf einen Kushta-Tee hatte?"

"Sie ist eben sehr sensibel", meinte Sandra achselzuckend. "Sie kann gut beobachten."

"Aber sie ist doch erst fünf!"

"Tess ist in dieser Hinsicht wohl frühentwickelt, na und? Wir haben Glück gehabt, mit einem so gesunden und fröhlichen Kind gesegnet zu sein. Nur weil deine Freunde fette, freche Kröten in die Welt gesetzt haben und unfähig zu einer anständigen Erziehung sind ..."

"Ich finde, wir sollten das trotzdem beobachten."

"Wozu?"

"Na, weil es ungewöhnlich ist! Als ob sie Ereignisse vorausahnen könnte!"

Das war kurz vor Tess' sechstem Geburtstag gewesen.

*

Zu ihrem zehnten Geburtstag wünschte sich Tess einen Einkaufsbummel mit ihrer Mutter. Sie hatte sich eines der drei Einkaufszentren ausgesucht und schien genaue Vorstellungen zu haben, was sie wollte.

Sandra bemühte sich, mit mütterlichen Ratschlägen zur Seite zu stehen, die selbstverständlich ignoriert wurden.

"Ich verstehe gar nicht, weswegen du dir immer so eintönige Sachen aussuchst!" seufzte sie. "Immer nur diese langweiligen Grauschattierungen, Weiß und Schwarz! Du bist doch so jung, weswegen wählst du nicht mal was Farbenfrohes?"

"Ich trage doch nicht, was jeder trägt", erwiderte Tess. Es war derzeit absolut nicht Mode, in ihrem Alter möglichst farbenarme Kleidung zu tragen.

"Und was sagst du hierzu? Das ist doch ein toller Schnitt!" Sandra Qumisha hielt einen metallisch schimmernden Hosenanzug in Arkonidisch-Rot hoch.

"Zuviel Grün", lehnte Tess ab.

Sandra blinzelte verwirrt. "Aber der Anzug ist doch rot ..."

Tess stutzte und kniff die Augen zusammen. Sie betrachtete das Kleidungsstück intensiv. "Für einen Moment hat ein grünes Schillern Barübergelegen, je nach Lichteinfall", meinte sie dann und wandte sich wieder ihren bisherigen Fundstücken zu.

Sandra machte ein nachdenkliches Gesicht. Dann wählte sie über das holographische Auswahlmodul einen gestreiften Rock in vier verschiedenen, selbst bestimmten Farben. Der Servo brachte kurz darauf das gewünschte Stück, und Sandra nickte zufrieden. Sie setzte eine harmlose, lächelnde Miene auf.

"Und wie wäre es mal mit einem Rock?" fragte sie. "Verschiedene Schattierungen, das müßte

dir doch zusagen!”

Tess sah mehr gelangweilt als wirklich interessiert zu dem Angebot und setzte schon zu einer Antwort an, als sie dem Blick ihrer Mutter begegnete. Für etwa eine Sekunde empfand Sandra ein seltsames Kribbeln im Nacken.

“Was soll das, Mama?” prustete Tess los. “Willst du mich auf die Probe stellen, ob ich einen Geschmack für Farben habe? Der Rock ist gräßlich! Rot und Pink, dazu Himmelblau und ein thozinisches Beige—ich bitte dich!”

Sandra rieb sich den Nacken. “Ach, stimmt ja”, lachte sie gekünstelt. “Ich habe mich bei den Farblasten vertan ... entschuldige, Tess.”

Danach mischte sie sich nicht mehr in die Auswahl ein. Tess ließ sich mit dem größten Vergnügen den ganzen Tag Zeit und durchstöberte die Auslagen einiger Boutiquen. Es war ihr zu langweilig, immer nur die elektronischen Kataloge in Anspruch zu nehmen -sie wollte das fertige Produkt sofort sehen, fühlen und anprobieren.

Erst als sie auf dem Weg zur Rohrbahn waren, sagte Tess: “Was bedrückt dich, Mama?” Sie hatte sich bei der Mutter eingehängt und bemühte sich, Gleichschritt zu halten.

“Du hast Geburtstag und bist zehn Jahre alt”, meinte Sandra leichthin. “Das ist bestimmt kein Grund für mich, bedrückt zu sein.”

“Aber ich merke es doch.”

“Nun ja... vielleicht sollten wir deine Augen einmal gründlich untersuchen lassen.”

Tess blieb stehen. “Es ist alles in Ordnung, und das weißt du genau! Ich habe manchmal eine leichte Farbschwäche, aber das ist doch nichts Schlimmes! Nichts, das korrigiert werden müßte!”

Sandra machte eine entschuldigende Geste. “Ja, tut mir leid, ich bin schon wieder überängstlich.”

“Das stimmt! Immer beobachtest du mich und siehst mich manchmal so merkwürdig an!”

“Du bist mein einziges Kind, Tess. Ich bin eben unverbesserlich. Ich scheine mich nicht daran gewöhnen zu können, daß ich mit einem so gesunden und intelligenten Kind beglückt wurde.”

Sandra wand sich unter dem wütend funkelnden Blick ihrer Tochter. In diesem Moment kam die Rohrbahn, und Sandra war froh über die Ablenkung.

*

Tess wuchs zu einem intelligenten und sportlichen Teenager heran. Sie hatte einen großen Freundeskreis allerdings nur wenige wirklich Vertraute. Sie war sehr beliebt, trotzdem vergab sie ihre Freundschaft nicht leicht.

Torr hatte längst vergessen, daß er einmal etwas Ungewöhnliches bei seiner Tochter vermutet hatte. Sandra jedoch nicht. Sie spürte genau, daß in Tess etwas vorging, das sie sehr beschäftigte und vielleicht auch ängstigte.

Es kam vor, daß ihr geselliges Kind aus heiterem Himmel niemanden sehen wollte. Tess klagte dann über Kopfschmerzen und zog sich in ihr Zimmer wie in ein Schneckenhaus zurück. Dort hörte sie Musik und schottete sich völlig von der Außenwelt ab.

Nach solchen Phasen war sie wieder so quirlig und gut gelaunt wie gewohnt.

“Vielleicht sollten wir zu einem Arzt gehen”, schlug Sandra einmal vor.

“Hast nicht du selbst mir gesagt, daß solche Dinge ganz normal sind, wenn man zur Frau wird?” hatte Tess entgegnet.

Danach klagte sie nie mehr über Kopfschmerzen. Wenn Sandra sie darauf ansprechen wollte, lachte sie darüber und sprach von “vergangenem Mist”.

“Du weißt doch, wir Mädchen haben jeden Tag etwas anderes. Frag doch mal die Mütter meiner Freundinnen! Die sind noch viel schlimmer dran als du!”

Das stimmte; Tess war weiterhin kerngesund und widerstandsfähig. Abgesehen von ein oder zwei Erkältungen hatte sie noch nie eine Krankheit gehabt, auch keinen Unfall, bei dem sie sich etwas hätte brechen können.

“Aber du hörst auch gar nicht mehr Musik wie früher, bist immer unterwegs ...”

“Ich könnte dauernd Bäume ausreißen! Es macht mir Spaß, Sport zu treiben! Und unterwegs in der Rohrbahn oder im Luftbus kann ich genug Musik hören. Warum machst du dir immer so viele Gedanken, Mama?”

“Ich weiß nicht. Vielleicht, weil du mein einziges Kind bist.” Sandra strich der Tochter über die Haare. “Für mich bist du etwas ganz Besonderes, deswegen muß ich mir Gedanken machen.”

Das Gesicht des jungen Mädchens wandelte sich plötzlich, es wurde hart und abweisend. Fast schroff sagte es: “Das stimmt nicht. Ich bin überhaupt nichts Besonderes! Du redest dir das nur ein. Ich bin wie jeder andere, nicht mehr und nicht weniger!”

Dann lief das Mädchen davon.

3.

Alashan, 12. Juli 1290 NGZ

Sie haben immer noch nichts von mir bemerkt, nach all den Monaten nicht. Ich habe einen sicheren Weg gefunden, um nachts an Nahrungsmittel heranzukommen. Das Zeug ist ekelhaft, aber es erhält mich am Leben.

Obwohl es nichts gibt, für das es sich zu leben lohnt. Im Grunde habe ich nur noch ein einziges Ziel: Rache! Ich hasse sie alle, und ich werde sie vernichten.

Ich habe einen Weg gefunden, meinen Mikro-Hypersender mit den jämmerlichen Hilfsmitteln, die ich bei der Katastrophe retten konnte, zu verstärken. Seine Reichweite dürfte jetzt groß genug sein, daß ich einen Kontakt herstellen könnte-mit wem auch immer. Es ist mir völlig gleich, wer mir zu Hilfe kommt. Jeder kann mir nützlich sein in meinem Kampf.

Ich sende meinen Ruf, warte und beobachte von hier oben. Es fällt mir schwer, meine Waffen nicht zu benutzen und sie einzeln niederzustrecken, einen nach dem anderen. Das wäre natürlich töricht, doch ich male es mir gern in Gedanken aus. Das hilft mir über die Zeit des Wartens hinweg.

Heute nacht werde ich wieder hinausgehen. Ich muß meine Vorräte erneuern. Obwohl ich ohnehin kaum etwas zu mir nehme. Aber ich brauche meine Kräfte für meine Rache. ‘Das Warten fällt mir so schwer. Wenn ich nur endlich Kontakt bekäme!’

*

“Nun, inwieweit sind wir für den *Krisenfall Robinson* inzwischen gewappnet?” erkundigte sich Gia de Moleon, Chefin des Terranischen Liga-Dienstes, per Funk beim Cheftechniker Howard Kurtz.

Der Mann hatte das Pech gehabt, als erster den Ruf zu beantworten. Alle anderen hatten wohl schon geahnt, wer anrief, und sich erst recht in ihre Arbeit vertieft.

Aber Howard Kurtz geriet nicht in Panik. Ein Strahlen erhellte sein breites, freundliches Pfannkuchengesicht. “Möchtest du dich persönlich von unseren Fortschritten überzeugen?”

“Aber gern”, antwortete Gia verdutzt. Die stets liebenswert erscheinende, mit über 130 Jahren bereits vorzeitig ergrauende, leicht gebeugte Dame, konnte sehr resolut werden, wenn sie nicht schnell genug ihren Willen bekam. Verhalten und Kleidung waren stets unauffällig, nach außen hin zeigte sie selten heftigere Gefühle. Aber ihr Tonfall konnte sehr ungemütlich werden, und das genügte in den meisten Fällen, um ihr Heer von Agenten auf Trab zu bringen.

Oder die Techniker. Gia hatte sich schon beinahe gewundert, daß ihr Anruf überhaupt so schnell beantwortet wurde. Meistens gab es Ausreden wie “ich konnte gerade nicht weg”, “ich habe nichts mitbekommen, weil ich so beschäftigt war” und ähnliches. Das hatte sich vor allem in letzter Zeit gehäuft, als die Arbeit immer mehr und die Zeitvorgabe immer knapper wurde.

Howard Kurtz strahlte noch heller. “Du kannst gleich vorbeikommen, wenn du Zeit hast”, fügte er auffordernd hinzu.

Die Marsgeborene deutete ein anerkennendes Nicken an. "Ich mache mich umgehend auf den Weg."

Der Cheftechniker erwartete die TLD-Chefin in der Werft, wo die GOOD HOPE III derzeit nach ihrer schweren Havarie, die sie nach dem Rückflug von dem Korrigo-Planeten Kre'pain erlitten hatte, instandgesetzt wurde. Der 120-Meter-Kugelraumer zeigte äußerlich kaum mehr Beschädigungen, nur hier und da mußte noch Hand angelegt werden, um die Wandung wiederherzustellen. Im Innern des Schiffes ging es zu wie in einem Bienenschwarm.

"Das Metagrav-Triebwerk wird keine Mucken mehr machen", erläuterte Kurtz betont lässig. "Sämtliche Anlagen sind in den nächsten beiden Tagen wieder voll einsatzfähig. Darüber hinaus aber haben wir noch ein paar kleine Wunder vollbracht."

Er führte Gia de Moleon in die kreisförmige Zentrale in der Mitte des Raumers, die normalerweise zwanzig Personen Platz bot. Derzeit waren vier Techniker anwesend, die sich eifrig mit den Konsolen beschäftigten und der TLD-Chefin nicht mehr als ein kurzes Kopfnicken schenkten.

Kurtz aktivierte eine der drei Multitasking-Konsolen auf dem Kommandanten-Podest und deutete auf ein bestimmtes Symbol. "Erkennst du das?"

Gias braune Augen wurden groß. "Selbstverständlich! Soll das heißen, ihr habt einen *Virtuellbildner* installiert?"

Howard Kurtz kostete diesen Moment bis zum letzten aus; er würde wohl in seinen persönlichen Memoiren einen der bedeutendsten Plätze einnehmen. Er hatte es sich nicht nehmen lassen, die Marsianerin persönlich führen zu dürfen und ihr die neuesten "Spielereien" zu zeigen.

Ein Virtuellbildner war ein Ende 447 NGZ zum ersten Mal entwickelter Ortungsschutz, der die energetischen Streuimpulse sämtlicher technischer Einrichtungen eines Schiffes bis zu drei Lichtjahren entfernt projizieren konnte. Am Projektionsort entstand so entsprechend ein virtuelles Ortungsbild des Schiffes und sorgte für Verwirrung bei den gegnerischen Ortungen.

"Seitdem der *Krisenfall Robinson* ins Leben gerufen wurde, haben eine Menge Techniker rund um die Uhr in fitzelliger Handarbeit dieses Gerät zusammengebastelt", berichtete Howard Kurtz stolz. "Und ich muß sagen, es hat hervorragend geklappt. Die ersten Tests sind sehr erfolgreich verlaufen. Wir brauchen nur noch die letzte Bestätigung unter Realbedingungen, aber das dürfte wirklich kein Problem sein."

"Hervorragend!" lobte die TLD-Chefin beeindruckt. "Ihr hättet mir vielleicht ein wenig früher von eurer Idee berichten können—aber es ist in Ordnung."

"Wir wollten nicht voreilig Hoffnungen schüren", verteidigte sich der Cheftechniker. "Das Material, das uns zur Verfügung steht, verlangt wirklich ein paar kleine Wunder. Wir haben es einfach probiert—und es hat zum Glück funktioniert."

"Ich sagte ja, es ist in Ordnung." Gia musterte die übrigen Bedienteile und stutzte bei der Steuerung der Waffenleitsysteme. "Hier hat sich auch etwas verändert, nicht wahr?"

Sie kannte sich in dem 300 Jahre alten Kugelraumer deswegen so gut aus, weil er neben der ALVAREZ das einzige bedeutende Fortbewegungsmittel war, das die junge Nation Alashan in der fremden Galaxis DaGlausch besaß. In beiden Räumen hatte viel getan werden müssen, um wenigstens einen kleinen Schutz zu gewährleisten. Da *Krisenfall Robinson* selbstverständlich die oberste Priorität besaß, hatte die TLD-Chefin sich selbst vom Fortgang der Arbeiten überzeugt.

"Das ist die eigentliche, wirklich fantastische Überraschung", jubelte Howard Kurtz.

Der Techniker wippte vor Aufregung mit den Füßen auf und ab, was ein leichtes Zittern seines nicht unerheblichen Bauchfettes auslöste. Er war ein untersetzter, gutmütiger Mann mit einer Frohnatur, ziemlich schütterten blonden Haaren und lustigen blauen Augen. Er liebte seine Arbeit über alles, die ihn auch über die Trennung von der Heimat hinwegtröstete.

Gia de Moleon sah ihn kritisch an. "Nun?"

"Nun, es ist uns gelungen, in der oberen Polkuppel ein 20-Gigatonnen-Transformgeschütz zu installieren!" verkündete Kurtz mit stolzgeschwellter Brust. "Das ist natürlich ein kleines Kaliber, wenn man bedenkt, welche Dinger sonst eingesetzt werden, aber immerhin!"

Immerhin bedeutete, daß, Alashan damit über die mächtigste terranische Waffe verfügte.

“Wow”, entfuhr es Gia. “Äh, ich meine, *sehr gut*.”

Für einen kurzen Augenblick ließ sie sich von Howards Begeisterung anstecken. Wobei allerdings kein Grund zur Euphorie bestand. Trotz technologischer Überlegenheit war es nicht möglich, ohne die entsprechenden Fabriken Paratronschirme, Metagrav-Triebwerke und weitere Technik mit hohem Standard am Fließband herbeizuzaubern.

Alashan war weiterhin dramatisch unterversorgt mit Defensiv- und natürlich auch Offensivwaffen. Bisher erschien das technische Niveau in DaGlausch gegenüber Terra relativ niedrig, aber über potentielle Gegner wie die Dscherro war noch nicht genug bekannt.

Gia de Moleon konnte nur hoffen, daß der Krisenfall, also der Angriff aus dem All, so lange wie möglich auf sich warten ließ. Und sie konnte ebenso hoffen, daß die Arbeiten an einigen streng geheimen Projekten, von denen außer ihr kaum jemand wußte, entsprechend schnell vorangingen.

Sie wollte die Freude des jungen Mannes natürlich nicht dämpfen. Er und seine Leute hatten in kurzer Zeit wirklich kleine Wunder zustandegebracht. Es half ihnen, an den Fortbestand zu glauben, motivierte sie und gab ihnen Hoffnung.

Gia wußte, daß sie mit ihren düsteren Zukunftsvorstellungen zurückhaltend sein mußte. Es brachte nichts, alle verrückt zu machen, indem sie jetzt laut aussprach, was sie dachte: *Warum haben wir nicht zwanzig oder dreißig neue Schiffe, mit höchstem Standard ausgerüstet? Erst dann kann ich beruhigt schlafen.*

“Das ist endlich einmal eine wirklich positive Neuigkeit”, sagte sie statt dessen.

*

“Tess, gehen wir anschließend noch irgendwohin?” fragte Duyn Ngen seine Arbeitskollegin nach Schichtende. “In den KosmosKlub, wie wäre das? Ist zwar ein bißchen teuer, aber dafür die angesagteste Kneipe der Stadt. Vielleicht treffen wir dort auch ein paar *wichtige* Leute.”

Duyn Ngen war nämlich der Ansicht, daß sein Talent bisher verschwendet war und sein eigentlicher Arbeitsplatz im TLD-Tower lag.

“Also, was ist?” hakte er nach. “Auf einen giftgrünen, dampfenden Vurguzz-Spezial nach Art des Hauses? Nur einen kleinen?”

“Nein, danke”, lehnte Tess Qumisha freundlich, aber bestimmt ab.

Sie mochte Duyns berechnende Art nicht. Darüber hinaus hielt er sich für einen unwiderstehlichen Frauenhelden, dabei war er eine dürre Bohnenstange mit vorstehenden Hasenzähnen und Pickeln auf der Nase.

“Immer sagst du nein”, maulte er beleidigt. “Was ist denn schon dabei?”

“Nichts”, erwiderte Tess. “Aber ich will dis beibringen, daß ein Nein nun einmal nicht ja heißt.”

“Komm schon, Tess, sei nicht so eigenbrötlerisch! Es sind bestimmt noch andere Kumpels da.”

“Ich muß noch lernen, Duyn, und außerdem will ich nicht. Hör auf, mich zu nerven!”

“Da steckt bestimmt ein anderer dahinter!”

Tess entschloß sich zu einem geheimnisvollen Lächeln, drehte sich wortlos um und ließ ihren Kollegen stehen. Sie wußte genau, daß es Duyn jetzt erst recht verunsichern würde.

Sie wußte auch, daß er mit seinen männlichen Kollegen eine Wette abgeschlossen hatte, daß er sie als erster “rumkriegen” würde. Jeder von ihnen hatte bisher einen Korb bekommen, ‘und sie rätselten alle, woran das liegen konnte.

Es war einfach nicht möglich, daß ein so junges und hübsches Mädchen immer allein war. Dabei waren sie alle doch so attraktiv und charmant, weltgewandt ...

Tess verbiß sich ein Lachen. Sie konnte ihre Gedanken leicht erraten. Nun hatte sie ihnen das nächste Rätsel aufgegeben, das sie für einige Zeit beschäftigen würde.

Dabei war sie wirklich allein. Getrennt von der Heimat, ihrer Familie, ihren Freunden. Wie alle übrigen 200.000 Alashaner auch. Tess hatte sich schnell damit abgefunden. Am 10. Dezember, also

in knapp fünf Monaten, wurde sie 18. Ihre Eltern hatten sie von Anfang an zur Selbständigkeit erzogen.

Sie vermißte ihre Familie natürlich sehr. Aber deswegen ließ Tess nicht den Kopf hängen. Sie stellte sich auf ihre eigenen Füße und machte das Beste aus ihrer Situation. Inzwischen hatte sie eine kleine Wohnung in der Nähe der 220 Meter hohen Wohntürme der Octavian-Anlage gefunden, in einer malerischen Umgebung.

Die meisten ihrer Nachbarn waren jung und Singles wie sie. Da war es nicht schwer, neue Bekannte zu finden. So konnte man sich am besten gegenseitig Trost spenden und sich helfen.

Ihren Lebensunterhalt konnte Tess inzwischen selbst bestreiten. Sie durfte ihr technisches Talent in einer provisorischen Fabrik unter Beweis stellen, in der wichtige Bauteile für den *Krisenfall Robinson* hergestellt wurden.

Weil Tess sich nach kurzer Zeit derart gut bewährt hatte und noch so jung war, erhielt sie ein Stipendium für eine nebenberufliche, 'weiterführende Ausbildung, die zum Abschluß einer Hochfrequenz-Energietechnikerin führte.

Damit war ihr Leben reichlich ausgefüllt. Tess wollte die Ausbildungszeit nicht zu lange ausdehnen, denn sie hatte nicht viel Geduld, was das Lernen betraf. Daher setzte sie sich lieber nach der Arbeit täglich in ihr Apartment und paukte.

Vom anfänglichen Verdienst hatte sie sich nach und nach die Einrichtung gekauft, und sie freute sich über ihr erstes eigenes Zuhause. Es war gemütlich und bescheiden, aber liebevoll eingerichtet. Sie fand es nur schade, daß ihre Familie es wohl niemals sehen würde.

Unterwegs machte Tess noch ein paar Einkäufe, bevor sie nach Hause ging. Sie traf zwei Nachbarn, die sie ebenfalls zu einem Ausflug einluden, und - lehnte dankend ab. "Ich habe in ein paar Tagen eine Zwischenprüfung, ich muß wirklich lernen."

Viele junge Leute trugen blaue Pullover, Westen oder Shirts mit dem TERRA—NATION ALASHAN-Logo. Tess trug nach wie vor am liebsten Weiß, Grau oder Schwarz, aber sie befestigte gern einen rechteckigen, blauen Anstecker mit dem Signet irgendwo an der Kleidung. Somit trugen sie alle ein Stück Heimat mit sich herum und fühlten sich nicht so fremd, wenn sie beispielsweise den Sternenhimmel über sich betrachteten.

"Tess, mach doch mal eine Pause!" meinte einer der jungen Männer. "Du kannst doch nicht immer nur arbeiten."

"Tu ich ja gar nicht. Ich will es nur nicht schleifen lassen, sonst habe ich hinterher die doppelte Arbeit."

Im Prinzip hätte Tess es sich mit dieser Prüfung sehr einfach machen können, wenn sie nicht soviel Verantwortungsbewußtsein besessen hätte. Niemand hätte ihren kleinen Schwindel je bemerkt, und sie wäre sehr gut dagestanden.

Niemand wußte von ihrem Geheimnis, nicht einmal ihre Eltern. Tess hatte es ihr junges Leben lang verstanden, Mißtrauen rechtzeitig zu erkennen und entsprechend zu handeln. Früher war es auch mehr eine Empathie gewesen. Doch seit Beginn der Pubertät hatte sich das auf einmal geändert, hatte es sich weiterentwickelt und war stärker geworden, und Tess hatte begriffen, daß sie eine *Telepathin* war.

Allzu ausgeprägt war das Talent noch nicht. Das Konzentrieren auf andere Gedanken war äußerst schweißtreibend und verbrauchte eine Menge Energie.

Tess spürte zwar, solange sie zurückdenken konnte, stets ein Summen in ihrem Kopf, ein Flüstern und Wispern, nicht stärker als das Rascheln von Blättern. Sie war daran gewöhnt, es quälte sie nicht. Im Gegenteil, sie hatte sogar meistens ihre mentalen Fühler ausgestreckt, ließ sie oberflächlich über die ganze Stadt schweifen und tastete nach diesem Summen, Flüstern und Wispern, ohne Einzelheiten herauszufiltern. Es war ein Teil ihres Lebens, gehörte dazu. Manchmal, wenn sie auf heftige Emotionen traf, zog sie sich erschrocken zurück.

Doch einzelne Gedanken konnte Tess nur dann deutlich lesen, wenn sie sich gezielt und mit allen Kräften darauf konzentrierte—und auch nur für kurze Zeit.

Tess wäre es niemals eingefallen, ihr Talent zu mißbrauchen. Sie wollte nicht wissen, was ein

anderer über sie dachte, denn sie schätzte die Intimsphäre von Menschen sehr hoch ein. Trotzdem war es ihr bewußt, daß sie ihre Gabe nicht einfach leugnen konnte. So trainierte sie heimlich und behutsam, am liebsten auf irgendwelchen fröhlichen Veranstaltungen, Spiel- oder Rummelplätzen, bei denen die Menschen nur auf das Vergnügen konzentriert waren.

In einem Moment wie gerade eben las sie natürlich keine Gedanken, da genügte schon die jugendliche Erfahrung.

“Na schön, da kann man eben nichts machen”, sagten die beiden Jünglinge achselzuckend und trollten sich.

In sich hineinlächelnd, gab Tess den Öffnungskode an der Tür ein.

Plötzlich zuckte sie zusammen, ihr Kopf fuhr ruckartig hoch. Mit geweiteten Augen blieb sie auf der Türschwelle stehen, starr und blind. Alle Sinne waren nach innen gerichtet, versuchten zu verstehen und zu ergründen, was ihre telepathische Gabe plötzlich aufgefangen hatte.

Einen kurzen, heftigen Impuls, der so stark gewesen war, daß sie ihn mühelos hatte empfangen können, ohne sich bewußt darauf zu konzentrieren. Es hatte sie vollkommen überrascht -und ließ sie nicht mehr los.

Es war nicht so sehr ein Gedanke, vielmehr ein Gefühl.

Glühender Haß.

Tess begann am ganzen Leib zu zittern. Sie versuchte, die Verbindung zu kappen, aber es gelang ihr nicht. Es war, als würde ihr Verstand in ein tiefes, schwarzes Loch gesaugt.

“Nein!” flüsterte Tess. Sie ließ ihre Einkäufe fallen und griff sich an den Kopf. “Essoll aufhören”, wimmerte sie. “Bitte, hör doch auf ...”

In ihrem ganzen Leben hatte sie kein so entsetzliches Gefühl gehabt. Wie der Abgrund des dösen erschien es ihr. Es machte ihr angst, und sie begann zu schreien. Der Schmerz in ihrem Kopf wurde immer heftiger, je mehr sie sich dagegen wehrte. Ihr PSI reagierte unkontrolliert, plötzlich stürmten Gedankenketten Hunderter, vielleicht Tausender Menschen auf sie ein, ohne daß sie sie einordnen konnte. Sie konnte sich nicht dagegen wehren, sich nicht abschotten.

Und der rasende Haß eines einzelnen Wesens überlagerte alles.

“Nein!” schrie Tess noch einmal laut, bevor sie zusammenbrach.

*

Kurz vor Ende der Besichtigungstour durch die GOOD HOPE III erreichte Gia de Moleon ein Ruf aus dem TLDTower: “Die ALVAREZ hat soeben den Orbit von Thorrim erreicht. Jacho Hornung möchte dich sprechen.”

Howard Kurtz aktivierte den Funk des Kugelraumers, und gleich darauf erschien der glatzköpfige, 59jährige Kommandant mit den markant abstehenden Ohren auf einem Schirm.

“Frohe Botschaft!” verkündete er in seinem typisch begeisterten jugendlichen Überschwang. “Ich wollte es dir gleich erzählen.”

“Ich höre”, forderte die TLD-Chefin Jacho zum Sprechen auf.

“Wir haben zehn miniaturisierte Lineartriebwerke erworben und sind trotzdem nicht restlos pleite! Was sagst du dazu?”

“Daß das heute ein Tag der frohen Botschaften ist”, meinte die Marsianerin freundlich. Ihr Enthusiasmus hielt sich wie stets in Grenzen. “Seht zu, daß ihr vor lauter Elan nicht noch eine Bruchlandung hinlegt.”

“Keine Sorge! Bis bald.” Der Schirm erlosch.

De Moleon wandte sich an den Cheftechniker. “Das bringt uns wieder einen großen Schritt nach vorne, Howard. Die Techniker im Turm sollen diese Triebwerke so umbauen, daß wir sie als Flanschmodule für unsere zehn KleinstSpace-Jets einsetzen können.”

“Damit können die Jets endlich provisorisch überlichttauglich gemacht werden”, sagte Kurtz. “Ich lasse die Teams zusammenstellen, damit wir sofort beginnen können.”

Kaum war sie in ihr Büro im 98. Untergeschoß zurückgekehrt, erhielt die TLD-Chefin die

nächste Meldung.

Die GLIMMER war zurückgekehrt und in den Orbit von Thorrim getreten. Der Kommandant und Bebenforscher Eismer Störmengord bat um Landeerlaubnis. Er habe Perry Rhodan und seine Leute wohlbehalten an Bord.

“Erlaubnis erteilt”, sagte Gia de Moleon und unterbrach den Kontakt.

Dann lehnte sie sich in ihrem Stuhl zurück und legte nachdenklich die Fingerspitzen aneinander. *Da bin ich ja mal gespannt, was Monkey mir zu berichten hat, dachte sie.*

4.

Geheimnisse

“Jetzt sind wir also zurück, Perry”, sagte Reginald Bull zu seinem besten Freund.

Sie hielten sich in der Zentrale der kleinen Yacht GLIMMER bei Eismer Störmengord auf. Zwischen ihnen und dem zwergenwüchsigen Goldner hatte sich nach der Reise eine echte Freundschaft gebildet. Der Bebenforscher war nach den Erlebnissen im Ring von Zophengorn bei weitem nicht mehr so eigenbrötlerisch. Er hatte sogar gelernt, ein wenig Humor zu entwickeln.

“Hast du dir schon Gedanken darüber gemacht, wie du Gia de Moleon und Stendal Navajo davon überzeugen willst, daß sie dir diesmal ein ganzes Heer mitgeben?” fuhr Bull fort. “Immerhin haben sie dir schon einmal eine Absage erteilt.”

“Ich weiß, und das stimmt mich nicht gerade zuversichtlich”, entgegnete der unsterbliche Terraner. “Aber diesmal muß ich mich einfach durchsetzen. Wir müssen so schnell wie möglich direkt gegen Shabazza vorgehen und die SOL zurückerobern. Und dazu brauche ich eine Menge Helfer, nicht nur zwei oder drei. Es gibt keine andere Wahl, wir müssen in die Offensive gehen.”

“Und wirst du gleich alle Karten auf den Tisch legen?”

“Ich weiß, worauf du anspielst. Nein, werde ich nicht. Ich habe Fee Kellind, Trabzon Karett, Nico Knobloch und Monkey darum gebeten, bei ihren Berichten gerade dieses Detail zu verschweigen.”

“Werden sie das tun?”

“Ich glaube schon. Wir haben einiges zusammen durchgemacht, selbst Monkey ist davon beeinflusst. Außerdem will ich dieses Detail nicht verschweigen, sondern im geeigneten Moment argumentativ einbringen.”

Bull schaute durch das Fenster nach draußen. Die GLIMMER befand sich im Landeanflug.

Das Thortimer-System lag in der Eastside von DaGlausch. Der besiedelte Planet Thorrim war der zweite des winzigen Systems und sehr erdähnlich. Die gelbe Sonne war ein wenig lichtstärker und größer als Sol, die Schwerkraft von Thorrim ein wenig geringer als die Terras.

Die Bewohner von Alashan hätten es schlimmer treffen können. Die 1,2 Milliarden humanoiden Thorrimmer waren friedliche Intelligenzen, die die gestrandeten Terraner gastfreundlich aufgenommen hatten. Die beiden Völker verstanden sich inzwischen gut und lebten harmonisch nebeneinander in den beiden Städten am Äquator Zortengaam und das direkt benachbarte Alashan.

“Von hier oben sieht Thorrim wie ein kleines Paradies aus”, murmelte der rothaarige Terraner und bekam fast ein bißchen Heimweh.

Die GLIMMER überflog gerade den Südpol mit den ausgedehnten, gleißenden Eisfeldern und nahm Kurs auf den Äquator. Breite Flußläufe durchschnitten Steppenlandschaften, die sich in Seenplatten oder Sumpfbzonen ergossen; manche auch in einen der zwölf Salzwasserozeane von der Größe des terranischen Mittelmeeres. Im Umkreis von Zortengaam grast riesige Mauster-Herden. Das Feld über dem TLD-Tower lag wie auf Terra auch brach.

Die beiden Städte boten einen exotischen, fast bizarren Anblick—die eine hochmodern, mit einem exakten Straßenmuster und riesig hohen Wohntürmen, die andere eher orientalistisch mit ihren vielen verschachtelten Häusern, Höhlen- und Kavernensystemen und dem unübersichtlichen Gewirr an Gäßchen und Brückenverbindungen.

Die Unterschiede zwischen beiden Städten konnten aber nur Eingeweihten auffallen: Längst waren auch über die höchsten Türme Alashans diverse Attrappen gezogen worden, die der Stadt einen orientalischen Charakter verliehen und sie so optisch sehr stark an Zortengaam annäherten.

“Wir müssen unter allen Umständen verhindern, daß sie in die bevorstehende Auseinandersetzung unmittelbar mit hineingezogen werden”, meinte Bull.

“Deshalb müssen wir den Konflikt so schnell wie möglich beenden”, stimmte Rhodan ihm zu. “Es hat schon zu viele Opfer gegeben—unzählige Milliarden in verschiedenen Galaxien, nur weil die Koalition Thoregon verhindert werden soll. Es muß ein Ende finden.”

“Ich weiß das”, sagte Bull mit einem ironischen Unterton. “Nun mußt du nur noch deine Verbündeten überzeugen.”

“Ich kann euch dabei nur Erfolg wünschen”, mischte sich Eismer Störmengord ein. “Ich hoffe, es stört euch nicht, wenn ich euch nicht begleite. Ich denke aber, daß meine Argumente kaum hilfreich wären.”

“Was wirst du tun?” wollte Bull wissen.

“Ich werde mich ein wenig in Zortengaam umsehen und mich dann um die GLIMMER kümmern. Keine Sorge, ich fliege nicht sofort wieder ab.” Der Goldner hatte sich in der Tat sehr verändert. Er war nicht mehr restlos auf seine Rolle als Bebenforscher fixiert.

So furchtbar die Kesselbeben für ihn auch waren—im Augenblick war Shabazza der schlimmere Feind. Und hoffentlich einer, der zu überwinden war im Gegensatz zu Kesselbeben.

*

Gia de Moleon, die leicht gebeugte, alternde Dame, und Stendal Navajo, hochgewachsen, dünn und in Frack und Zylinder, erwarteten die Rückkehrer auf dem quadratischen Landefeld, auf dem auch die zuvor gelandete ALVAREZ stand.

Der Anblick der beiden ungleichen Menschen war ein wenig bizarr. Ein Unbeteiligter hätte sie für verschoben, vielleicht sogar leicht verrückt, in jedem Fall aber harmlos gehalten. Man sah ihnen nicht an, daß sie derzeit die Fäden in Alashan in der Hand hielten. Gia als Chefin des TLD, hinter deren liebenswürdigem Aussehen sich ein knochenharter Profi mit einem scharfen Verstand verbarg; Stendal als Bürgermeister der jungen Nation, zwar mit einem seltsamen Geschmack für Kleidung, aber als ehemaliger Agent hervorragend ausgebildet, ein absoluter Pragmatiker.

Jeder Außenstehende hätte die beiden unterschätzt und wäre voll ins offene Messer gerannt.

Perry Rhodan wußte, was ihm bevorstand. Er wußte auch, daß nach wie vor weder de Moleon noch Navajo den Unsterblichen gegenüber sonderlich positiv eingestellt waren. Obwohl die beiden sonst häufig in Konflikte verstrickt waren, wie Alashan geführt werden sollte, waren sie sich in diesem Punkt ausnahmsweise einmal absolut einig.

Beide hielten ihm nach wie vor, bei der Gründung von Camelot gewissermaßen gegen die Interessen der Erde verstoßen zu haben. Die Liste der Vorwürfe ließ sich beliebig fortsetzen—die ständigen kosmischen Gefahren, mit denen sich die Unsterblichen auseinandersetzten, brachten Terra nicht selten an den Rand des Untergangs.

Natürlich waren diese Vorwürfe “das alles wäre nicht passiert, wenn ...” -nicht haltbar, doch es war eine typisch menschliche Verhaltensweise, immer einen “Sündenbock” zu suchen, dem man die ganze Schuld und Verantwortung aufbürden konnte.

Dementsprechend rüttelten sie an der Legende—vielleicht aber auch, weil sie eine gewisse Art von Scheu oder gar Furcht davor hatten. Weil es im Grunde über das Verständnis hinausging, mit jemandem zu sprechen, der zwar wie ein normaler Mensch aussah und sprach, aber fast dreitausend Jahre Erfahrung und Lebensweisheit gewonnen hatte.

“Ich werde dich begleiten”, sagte Reginald Bull unterwegs.

“Ich dachte, du wolltest nach einem Quartier sehen ...”, zögerte Rhodan.

“Perry, komm mir nicht so! Lade nicht immer alles allein auf deine Schultern, verdammt nochmal!” schnaubte der untersetzte Terraner. “Die beiden sind zu zweit unterwegs, also sind wir es

auch!”

Perry Rhodan lächelte still.

“Ich freue mich schon so auf Norman, ich kann es euch gar nicht sagen”, hörte er Mondras Stimme hinter sich.

Gleich darauf war sie neben ihm, und er spürte eine sekundenlange, sanfte Berührung an seiner linken Hand, bevor sie ihn überholte und zu Fee Kellind aufschloß.

Die TLD-Chefin und der Bürgermeister begrüßten sie der Reihe nach höflich und luden sie ein, das kurze Stück bis zum Tower mit einem Gleiter zurückzulegen.

Kurz darauf setzten sich die beiden Unsterblichen und die Repräsentanten der Nation Alashan zu einer ersten Besprechung in einem Konferenzraum im 98. Untergeschoß zusammen. Die anderen sollten sich in ihren Abteilungen melden und mit dem Bericht anfangen oder sich Gästequartiere in den ersten acht Untergeschossen zuweisen lassen.

Mondra hatte es natürlich eilig, zu ihrem Zwergelefanten zu kommen, der von Stendal Navajo und natürlich auch den Swoons vermutlich bestens gepflegt worden war. Tautmo Aagenfelt bat um einen sofortigen Termin bei einem Mediker, der sich mit Magen- und Darmbeschwerden auskannte.

Perry Rhodan begann ohne lange Floskeln mit dem Bericht über die Ereignisse im Ring von Zophengorn und vor allem auf Century und fügte nahtlos sein nächstes Vorhaben an:

“Wir müssen so schnell wie möglich wieder nach Century I zurück, um Shabazza gefangenzunehmen und die SOL zurückzuerobern.”

De Moleon und Navajo sahen sich an und brachen in Gelächter aus. Offensichtlich hielten sie den Unsterblichen für großwahnsinnig.

“Das ist alles?” stieß Stendal sarkastisch hervor.

Weder Rhodan noch Bull schlossen sich der Heiterkeit an.

“Das ist unser völliger Ernst”, stellte Reginald Bull klar.

“Für die Ausführung des Planes benötigen wir unbedingt eure Hilfe”, fuhr Perry Rhodan fort.

“In welcher Art?” wollte de Moleon wissen. In ihren braunen Augen blitzte eil mißtrauischer Funke auf.

“Wir brauchen die GOOD HOPE III und mindestens tausend der besten Agenten”, antwortete der Terraner prompt.

Schlagartig wurde die Stimmung ernst. Eine ungemütliche Stille trat ein.

Die beiden Unsterblichen schwiegen und warteten ab. Sie wußten die Antwort, aber sie würden sich keinesfalls aufs Betteln verlegen. Und keinesfalls den anderen die Ablehnung leichtmachen.

“Seid ihr übergeshnappt?” fuhr Stendal Navajo auf. “Hat euer letztes Erlebnis irgendeine Schaltung in euren alten Gehirnen durcheinandergebracht?”

“Nur, weil ihr gerade noch mit heiler Haut davongekommen seid, braucht ihr nicht zu glauben, daß eine solche Aktion noch einmal funktioniert”, schlug Gia de Moleon in dieselbe Kerbe. “Mit diesem Aufgebot kündigt ihr eure Ankunft rechtzeitig an -aber das genügt wohl kaum gegen einen Feind, der in der Lage ist, ganze Galaxien anzugreifen!”

“Es gibt nur noch diesen einen Weg”, verkündete Rhodan. “Wir sind Shabazza so nahe wie noch nie. Er darf keine Zeit haben, sein Quartier zu verlegen oder neue Pläne zu schmieden. Wir *dürfen* ihn nicht mehr zur Ruhe kommen lassen! Nur so haben wir überhaupt eine Chance!”

“Natürlich wäre es uns lieber, wir hätten die gesamte terranische Flotte hinter uns”, sagte Bull ruhig. “Aber wir müssen mit dem auskommen, was wir haben, und es mit Listenreichtum versuchen. Aber wir dürfen nicht mehr länger zaudern.”

“Was heißt hier zaudern?” protestierte der Bürgermeister. “Hier geht es um das Überleben von 200.000 Menschen und mehr als einer Milliarde Thorrimern, die uns immerhin eine neue Heimat gegeben haben! Was ihr vorhabt, kommt einem Todeskommando gleich. Wir können keine tausend tote TLD-Agenten mehr einsetzen!”

“Ihr verlangt ein Opfer von uns, das unmöglich ist”, nahm Gia den Faden sofort auf, als Stendal Luft holte. “Schon wenn wir auf die GOOD HOPE verzichten, haben wir überhaupt keinen Schutz mehr. Wir müssen unsere Stadt, diese ganze Welt beschützen. Das hat absoluten Vorrang vor allem

anderen.”

“Das ist engstirnig und absolut haltlos”, wies Perry Rhodan sie zurecht.

Seine Augen waren eisgrau geworden, sein hageres, markantes Gesicht zu einer Maske erstarrt. Er ließ die beiden Repräsentanten jetzt deutlich seinen Ärger spüren.

Reginald Bull wollte es jedoch nicht in den ersten Stunden nach der Rückkehr auf eine Konfrontation ankommen lassen.

“Wir sollten dieses Thema zu einem anderen Zeitpunkt erneut erörtern, wenn alle Fakten auf dem Tisch liegen und ihr Gelegenheit hattet, darüber nachzudenken und zu diskutieren”, schlug er vermittelnd vor. “Ich kann eure Position verstehen, aber leider hat Perry nicht unrecht.”

Das war so diplomatisch wie nur möglich ausgedrückt. Bull lächelte alle Beteiligten vermittelnd an.

“Wenn es um Thoregon geht, betrifft das auch euch”, erinnerte er die Gesprächspartner. “Ihr seid mittendrin im Geschehen, und eine Stillhaltetaktik kann immer nur begrenzt funktionieren. Wir müssen *agieren*, nicht reagieren.”

“Ihr Unsterblichen macht es nicht unter großen kosmischen Bedrohungen, oder?” meinte Stendal beinahe bitter. “Ich soll den Leuten also sagen: He, ihr werdet als Helden sterben, aber sterben werdet ihr!?”

Gia de Moleon ordnete ihre grauen Haare. “Wißt ihr Unsterblichen denn überhaupt noch, wie es an der Basis aussieht?” fragte sie leise. “Ihr lebt doch schon so lange in höheren Gefilden, daß ihr den Bezug zur Realität verloren habt!”

Stendal nickte heftig. “Man merkt es beispielsweise daran, daß ihr sofort mit der Tür ins Haus fallt! Ohne lange Vorbereitungen stellt ihr derart kühne Forderungen an uns, daß wir nur noch staunen können!”

“Ihr richtet gewaltige Expeditionen aus”, sprach Gia weiter, “dann verschwindet ihr für ein paar Jahrzehnte, baut eine Geheimorganisation auf, und plötzlich tretet ihr wieder ins Rampenlicht der galaktischen Bühne und erwartet, daß man euch sofort auf Pfiff folgt.”

Reginald Bulls helle Augen verengten sich zu schmalen Schlitzen.

Perry Rhodan rieb sein Kinn. “Eben weil wir das ganz genau wissen, müssen wir Opfer verlangen”, sagte er vorsichtig. “Entscheidungen müssen getroffen werden, und das bald. Aber nicht unbedingt heute, das ist wahr. Bully hat recht, wir sollten uns ein anderes Mal erneut zusammensetzen. Vielleicht haben wir euch wirklich zu früh damit überfallen. In ein paar Tagen, wenn ihr alle Fakten genau kennt, werdet ihr sicher anders denken.”

“Meinst du die Berichte meiner Leute?” wollte Gia sofort wissen.

Rhodan deutete ein Lächeln an. “Unter anderem könnt ihr möglicherweise direkt von der Quelle Informationen erhalten. Trabzon Karett ist es glücklicherweise gelungen, die Daten von Shabazzas persönlichen Aufzeichnungen in seinen Mini-Syntron herunterzuladen.”

In den Augen der TLD-Chefin flackerte Interesse auf. “Habt ihr die Daten bereits ausgewertet?”

“Leider nein”, mußte Rhodan zugeben. “Das ist meine zweite Bitte, die ich an euch habe. Wir können den Code nicht lesen. Dazu brauchen wir einen Großrechner, der damit vermutlich voll ausgelastet wird.”

“Oha”, machte der Bürgermeister. “Die einzige Großsyntronik befindet sich hier im TLD-Tower. Das halbe öffentliche Leben in Alashan hängt von ihr ab.”

“Darauf müssen wir es leider ankommen lassen.” Gia de Moleon stand plötzlich auf, energiegeladen und ohne zu zögern.

“Ich lasse Trabzon Karett rufen. Eine Chance wie diese dürfen wir uns nicht entgehen lassen.”

Der Computerspezialist traf bald darauf ein, und der Mini-Syntron wurde an den Hauptspeicher angeschlossen. Es dauerte mehrere nervenzermürende Minuten, bis sich die Großsyntronik endlich meldete.

“Die Aufzeichnung ist sehr umfangreich. Zur Entzifferung benötige ich bei kompletter Auslastung 74 Stunden und 23 Minuten.”

Stendal pfiß durch die Zähne. "Allerhand", meinte er.

Gia de Moleon zog grübelnd die Stirn in Falten. "Hoffentlich ist es das wert", murmelte sie.

"Das hoffen wir auch", sagte Bull. "Und wie wir das hoffen."

Die TLD-Chefin nickte Trabzon zu. "Je schneller wir starten, desto besser." Dann sah sie die Unsterblichen an. "Jetzt können wir nur abwarten."

"Nicht ganz", widersprach Rhodan. "In Trabzons Syntron befindet sich noch ein weiteres Datenpaket. Er hat es Shabazzas persönlichem Robot-Diener 1-Korrigo entnommen. Diese Daten enthalten die Geschichte der SOL und das, was 1-Korrigo über seinen Herrn wußte."

1-Korrigo hatte nie herausgefunden, ob Shabazza ein Gestaltwandler war oder seinen Geist auf andere Personen übertrug. Rhodan und seine Begleiter hatten gehofft, weitere Informationen jenem Korrigo-Kopf entnehmen zu können, den sie im Empirium mitgenommen hatten. Dieser Korrigo hatte Shabazzas Rolle gespielt. Leider hatten sich die Datenspeicher in dem Kopf selbst vernichtet. Hier waren also keine weiteren Informationen über Shabazza zu holen. Gerade deshalb war jeder Hinweis wertvoll, der von 1-Korrigo kam.

Damit waren die beiden Repräsentanten der Nation Alashan einigermaßen versöhnt. In weitgehender Harmonie wurde die Sitzung fortgeführt, während die Großsyntronik mit der Entschlüsselung der Daten begann.

Weder Perry Rhodan noch Reginald Bull wiederholten die Forderungen zur Erfüllung des Plans an diesem Tag. Die Konferenz dauerte dennoch bis spät in die Nacht.

*

"Guten Abend, Benjameen", sagte Mara Donner freundlich. "Du bist wie immer pünktlich und kannst deinen Dienst gleich beginnen."

Der junge Arkonide gab keinen Gruß zurück. Sein Gesicht wirkte düster und verschlossen.

"Oh, du bist wohl mit dem linken Fuß aufgestanden?" meinte die Wissenschaftlerin fröhlich. "Hast du einen miesen Tag gehabt?"

"Dangst es nicht", antwortete Benjameen von Jacinta in schleppendem Tonfall. Heute wirkte er noch schmalere und dadurch schlaksiger als sonst. Ein hoch aufgeschossener Jüngling von 18 Jahren mit dem für Arkoniden typischen albinotisch weißen Haar und den rötlichen Augen. "Ich habe ... dieses Training allmählich satt. Wenn ich schon höre, daß ich meinen Dienst antreten soll ..."

"Ich verstehe, daß es dir auf die Nerven geht", behauptete Mara mitfühlend. Sie war 48 Jahre alt und der Wissenschaft völlig hingegen. "In gewissem Sinne nehmen wir dir die Privatsphäre. Aber wenn du je mit deiner Gabe umgehen willst, müssen wir sie ergründen."

Benjameen ließ sich auf der Liege im spartanisch eingerichteten Schlaflabor nieder und befestigte die Kontakte selbst an seinen Schläfen, den Handgelenken und auf der Brust. Diese Handlungen führte er inzwischen so nebenbei, wie ein Schlafwandler aus.

"Ist das denn wirklich notwendig?" beklagte er sich. "Ich finde nicht, daß meine Begabung so etwas Besonderes ist."

"Du bist ein Para-Träumer. Das ist ziemlich einzigartig, meine ich."

"Nun gut, ich kann also im Schlaf die seelischen Notlagen anderer erfassen. Das funktioniert aber nur, wenn die geistige Tätigkeit entsprechend stark ist. Wenn derjenige also schreckliche Angst hat oder gar in Todesgefahr ist. Denkst du, das will ich? Ich wünschte, ich könnte es abstellen!"

"Gerade deswegen brauchst du dieses Training, Benjameen." Mara blieb sehr geduldig. "Du mußt lernen, dein Talent bewußt einzusetzen. Wir wissen, daß deine Fähigkeiten über diese schwache Schlaftelopathie hinausreichen."

Benjameen legte sich zurück. "Ich kenne das Programm auswendig!" rief er und leierte monoton herunter: "Punkt a: Der Schlaf soll oberflächlich gehalten werden, damit die Kontrolle des Bewußtseins besser erhalten bleibt. Punkt b: Die prädormitale Selbstprogrammierung muß antrainiert werden, um die Handlungen während des REMSchlafs auszuführen, die vorher geplant

worden sind. Punkt c: Rutscht mir doch alle ...”

“Na, das war aber jetzt recht menschlich”, scherzte Mara, während sie die Einstellungen an den Überwachungssystemen vornahm.

“Hm. Ich war wohl zu lange mit Alaska Saedelaere zusammen.”

“Er kennt natürlich eine Menge solcher Ausdrücke.”

“Er ist menschlicher als jeder andere, Mara. Ich frage mich, wo er jetzt sein mag... wie es ihm geht ...”

Benjameen richtete sich auf, als Mara mit einem Becher zu ihm kam.

“Cocktail gefällig?” scherzte sie.

Benjameen hatte sich von Anbeginn geweigert, sich an eine Infusionsnadel hängen zu lassen. Also mußte er das Spezialgebräu trinken; immerhin war ein wenig Geschmacksaroma beigemischt, denn er mußte einen halben Liter davon trinken. Dieser Cocktail diente dazu, die Bildung verschiedener Neurotransmitter wie Noradrenalin, Serotonin und Acetylcholin zu fördern.

“Bäh”, machte der junge Mann. Auch wenn es nicht schlecht schmeckte, fiel es ihm immer schwerer, das Gebräu zu trinken.

“Los, Cocktail gefällig!” mahnte Mara gespielt streng und drückte ihm den Becher in die Hand.

Benjameen zog eine schmerzliche Miene. Er prostete Mara zu und kippte den Inhalt in einem Zug hinunter. Dann legte er sich wieder hin und schloß die Augen. Kurz darauf war er eingeschlafen.

Das hatte er während des Trainings inzwischen gut gelernt: Er konnte jederzeit und überall innerhalb einer Minute einschlafen und *träumen*.

Mara zog sich hinter die Trennscheibe zurück und überwachte die Kontrollen. Sie mochte die Nachtschicht gern, denn dann herrschte angenehme Ruhe, und sie konnte sich in aller Ruhe der Arbeit widmen und gleichzeitig ihre Kenntnisse durch das Studium von Forschungsberichten und Archivmaterial erweitern.

Benjameens Schlaf war normalerweise sehr ruhig. Er lag still, schnarchte oder stöhnte nicht. Manchmal ertappte sich Mara dabei, daß sie versuchte zu lauschen, ob er überhaupt noch atmete, weil sie keine Regung feststellen konnte. Das war natürlich Unsinn, denn die Sensoren würden jede bedrohliche Veränderung unverzüglich mit einer akustischen Warnung mitteilen.

Sie fuhr erschrocken hoch, als es an diesem Abend tatsächlich eine Warnung gab.

Die Werte spielten völlig verrückt; Benjameen befand sich in einer äußerst aktiven REM-Phase, die seinen Herzschlag auf bis zu 140 Schläge in der Minute hochtrieb. Die Augäpfel bewegten sich heftig unter den geschlossenen Lidern. Füße und Hände zuckten, und der Atem ging heftig.

Dann wachte Benjameen auf. Ruckartig setzte er sich auf und riß sich die Kontakte vom Leib. Er wirkte sehr aufgeregt, aber nicht verstört.

Mara ging rasch zu ihm in den Raum. “Was ist geschehen? Hast du einen gefährlichen Kontakt gehabt?”

Benjameen starrte an ihr vorbei ins Leere, er schien noch nicht ganz wach zu sein. Erst allmählich klärte sich sein Blick. “Was ist?” fragte er.

“Das möchte ich gern von dir wissen. Du bist aufgewacht, oder zumindest hatte es den Anschein. Bist du dir bewußt, daß du die Kontakte abgerissen hast?”

Benjameen fuhr sich durch die langen Haare und rieb sich die Schläfen. “Ja ... aber ich war wohl noch nicht ganz da.”

“Ich habe alarmierende Werte erhalten”, fuhr Mara fort. “Keine Gefahr für deinen Körper, aber dennoch haben wir so eine Reaktion noch nie gehabt. Du mußt dich erinnern, Benjameen! Was war los?”

“Aber es war nichts Besonderes”, beharrte der junge Mann. “Ich habe dasselbe wie sonst auch gemacht Kontakt gesucht. Dann bin ich wohl wirklich eingeschlafen, denn ich kann mich an nichts mehr erinnern.”

Mara hob die Augenbrauen. Dann aktivierte sie einen Schirm am Terminal neben der Liege

und wies auf die angezeigten Werte.

“Das ist nicht wahr, lieber Freund”, sagte sie ernst. Ihr Tonfall nahm eine gewisse Schärfe an. “Sieh dir das an. Das zeigt ganz deutlich eine heftige Traumphase an! Also, was hast du erlebt?”

Benjameen schüttelte den Kopf. “Nichts”, sagte er stur.

“Warum lügst du?”

“Ich lüge nicht. Wahrscheinlich hatte dein Cocktail die verkehrte Mischung. Außerdem war ich nervös heute. Ich wollte eigentlich gar nicht kommen. Möglicherweise habe ich mich im Schlaf noch einmal darüber aufgeregt.”

Die Wissenschaftlerin musterte den Para-Träumer eindringlich. Ihrer Miene war deutlich abzulesen, daß sie ihm kein Wort glaubte. Dennoch gab sie nach.

“Mag sein”, sagte sie zögernd. “Du warst heute wirklich nicht bei der Sache. So etwas kann schon einen negativen Einfluß ausüben. Brechen wir das Experiment ab und machen morgen dafür umso motivierter weiter. Einverstanden?”

“Ja. Das ist sicher das beste.” Benjameen schwang die langen Beine von der Liege und zog sich an.

“Aber sollte dir noch etwas einfallen, kannst du mich jederzeit anrufen, einverstanden? Jede Information ist wichtig, vor allem für dich.”

“Das werde ich tun, Mara.”

Benjameen verließ das Labor und fuhr in einem Antigravkorb durch den Schacht vom 76. Untergeschoß zur Oberfläche hinauf. Als er im Freien stand, umgeben nur von einem brachliegenden Feld, atmete er auf. Dort unten fühlte er sich immer irgendwie als Gefangener, als Versuchskarnickel. Doch jetzt war er oben und frei.

Er verschwendete keinen Gedanken mehr an das Schlaflabor. Er hatte auch nicht vor, am nächsten Abend dort zu sein, den *Dienst*. wieder aufzunehmen und das Training fortzusetzen.

Benjameen von Jacinta hatte etwas ganz anderes, viel Wichtigeres vor. Er mußte die Person finden, die er in seinem Traum gesehen hatte. Er hatte eine große Gefahr gespürt, die diese Person umgab, jedoch nicht erkennen können, worin sie bestand. Auf alle Fälle hing die Gefahr mit allen Einwohnern Alashans zusammen. Es war nur sehr, sehr vage, aber Benjameen nahm das doch ernst.

Doch bevor er mit jemandem darüber sprach, wollte er zuerst selbst herausfinden, was mit ihm im Traum vorgegangen war. So war es bisher nämlich noch nie gewesen.

5.

Suchende

Ich habe Kontakt bekommen! Ich kann es kaum glauben. All meine Hoffnung ist zurückgekehrt. Sie werden mich holen und mir eine neue Heimat geben. Und das beste ist: Sie werden mir dabei helfen, meine verhaßten Feinde zu vernichten.

Saewenas Name wird in die Annalen eingehen als der Vernichter von Alashan, als Rächer seiner Sippe. “

Ich werde sie alle vernichten. Ein paar lasse ich am Leben, um sie daran zu erinnern, was sie mir und den Meinen angetan haben. Und als Mahnung für alle, die etwas ähnliches vorhaben.

Die neue Sippe ist nicht so fortschrittlich, das ist mir bewußt. Aber ich bringe eine Menge Wissen mit und kann ihnen helfen. Um so lieber werden sie mich aufnehmen. Ich kann ihnen sagen, wo sie neue, bessere Maschinen bekommen. Ich kann ihnen helfen, diese Maschinen zu nutzen und auf den neuesten Stand zu bringen. Das alles habe ich ihnen gesagt.

Sie werden kommen. Sie haben es mir versprochen, und sie werden dieses Versprechen halten, um von mir zu profitieren. O nein, meine Feinde, für Saewena ist es noch nicht Zeit zu sterben.

Aber für euch!

*

Am nächsten Morgen war Tess immer noch wie gerädert. Ihre Ohnmacht hatte nicht lange angehalten, und auch der Schmerz war schnell vergangen.

Trotz Drängen der Nachbarn war sie nicht zum Arzt gegangen, sondern hatte sich hingelegt und ein paar Stunden geschlafen. Eine anschließende Dusche am frühen Morgen brachte ihre Lebensgeister zurück. Danach ging es ihr etwas besser.

Trotzdem ging sie nicht zur Arbeit. Sie brachte es nicht einmal fertig; anzurufen und sich zu entschuldigen. Das Erlebnis ließ ihr keine Ruhe.

Einerseits drängte sie alles dazu, ihren Geist erneut schweifen zu lassen, um diese schrecklichen Impulse zu orten und herauszufinden, gegen wen sich dieser glühende Haß richtete. Andererseits hatte sie Angst davor. Was, wenn dieses Wesen ihre Gedanken spüren konnte? Wenn sich dieser schreckliche Schmerz und der Schock wiederholten?

Ruhelos lief Tess in ihrer kleinen Wohnung auf und ab.

Schließlich hielt das Mädchen es nicht mehr aus und ging nach draußen.

Es war ein schöner, friedlicher Sonnentag. Tess sah Menschen mit zufriedenen Gesichtern; manche . vielleicht ein wenig hektisch, aber nicht mißgelaunt. Kinder spielten, Liebespaare gingen spazieren. Keiner von ihnen konnte je errahnen, was Tess vor wenigen Stunden durchgemacht hatte. Sie wünschte niemandem einen solchen Schmerz, gepaart mit Grauen und Furcht.

Keiner dieser Menschen könnte einen so wilden, starken Haß empfinden.

Und auch nicht die Thorrimmer. Sie waren sehr friedfertig, verabscheuten jede Art von Aggression.

Trotzdem—Tess konnte sich nicht getäuscht haben. Schließlich hatte sie das Bewußtsein verloren. Irgend jemand in dieser Region empfand einen unstillbaren Haß und den Wunsch, alles zu vernichten. Doch wer konnte das sein?

Das schlimmste war, daß Tess sich an niemanden wenden konnte. Dann hätte sie zugeben müssen, Telepathin zu sein -und das war das letzte, was sie wollte.

Sie erinnerte sich noch gut an eine ähnliche Begebenheit in ihrer Kindheit, als sie mit ihren Eltern im Luftbus geflogen war. Sie hatten einen schönen Ausflug gemacht und waren auf dem Heimweg. Tess war damals acht Jahre alt gewesen.

Auf einmal hatte sie etwas gespürt, das sie als sehr bedrohlich empfunden hatte. Ein kleines Mädchen wie sie konnte das Gefühl natürlich nicht in Worte kleiden und auch nicht herausfinden, was es zu bedeuten hatte.

Tess hatte vorlauter Aufregung und Entsetzen einen krampfartigen Anfall bekommen, und der Luftbus hatte notlanden müssen. Doch kaum hatten sie ihn verlassen, war der Anfall vorüber. Der herbeigerufene Medogleiter hatte sie trotzdem zu einer Notfallklinik gebracht.

Man hatte Tess dort viele Fragen gestellt—verfängliche Fragen, denn während ihres Anfalls hatte sie Dinge von sich preisgegeben, die sie instinktiv immer verschwiegen hatte. Dennoch hatte Tess es geschafft, sich wieder herauszureden. Sie hatte sich wieder soweit in -der Gewalt gehabt, daß sie sich auf ihre Gesprächspartner einstellen und die "richtigen" Antworten geben konnte.

Auch 'ihre Eltern waren genau befragt worden, doch in ihrer Sorge um die Tochter schwiegen diese erst recht. Sie waren nicht der Ansicht, daß etwas "Besonderes" an Tess war, hysterische Anfälle konnten bei sensiblen Kindern immer mal vorkommen. Sie erlaubten keine weiteren Untersuchungen und .verließen mit Tess augenblicklich die Klinik. Nachfolgen gab es keine; anscheinend war dieser Vorfall zu den Akten gekommen und die Behörde nicht informiert worden. Ein wenig Glück gehörte offenbar dazu.

Obwohl sie so jung war, hatte Tess gewußt, daß sie von jetzt an noch vorsichtiger sein mußte. Sie stellte sich so sehr auf ihre Eltern ein, daß deren Mißtrauen allmählich schwand und sie nicht mehr so intensiv beobachtet wurde.

Tess hatte nie herausgefunden, was genau in dem Luftbus damals geschehen war. Aber sie hatte erkannt, daß ihre Fähigkeiten mit zunehmendem Alter stärker wurden und nicht verschwanden, wie sie es gehofft hatte.

Sie lernte es, diese Fähigkeiten zu verheimlichen und der Umwelt eine "ganz normale" Tess zu

präsentieren. Bald hatte sie sich so sehr an das Schauspielern gewöhnt, daß es ihr ganz natürlich erschien.

*

Ziellos irrte das Mädchen durch Alashan, überschritt die "Grenze" und lief ebenso kreuz und quer durch Zortengaam.

Längst versteckten sich die schmalen, ausgemergelt wirkenden Thorrimmer mit ihren typisch weiten Hosen und den Ponchos nicht mehr vor den Menschen. Niemand beachtete Tess, das Leben wimmelte um sie herum. Marktschreier priesen ihre Waren auf den zahllosen, winzigen Märkten feil, doch Tess hatte keinen Blick für sie—an diesem Tag nicht. Die meisten Marktschreier trugen keine Kleidung, sondern hatten die samtbraune Haut ihrer dünnen Leiber mit auffallenden, nicht selten weithin leuchtenden Farbmustern verziert, die zum Teil individuell waren, zum anderen Teil deutliche Hinweise auf die Zugehörigkeit zur Zunft gaben.

In dem Stimmengewirr gingen die einzelnen Anpreisungen hoffnungslos unter, aber durch diesen optischen Reiz halfen die Händler ihren potentiellen Kunden, sich zurechtzufinden. Dann kam es nur noch auf die Geschicklichkeit an, sich besser als die Mitanbieter zu präsentieren.

Tess liebte es, in diesem orientalischen Ambiente herumzuschweifen, Kleinigkeiten zu erstehen, mit den Händlern zu feilschen, irgend etwas Exotisches in einer kleinen Taverne zu trinken.

Die Thorrimmer waren strenge Vegetarier, und ihre Nahrungsmittel waren für Menschen ausgezeichnet verträglich. Leider waren die Mahlzeiten meistens wenig gewürzt und schmeckten ein wenig fade—dafür verstanden sie sich umso besser auf die Zubereitung von Getränken. Scharf, bitter, süß, mit allen Variationen dazwischen, für jeden Geschmack und vor allem in interessanten Farben. Diese Experimente sagten Tess sehr zu; und sie war sehr viel häufiger in einer thorrimischen Taverne zu finden als in einer terranischen Bar.

Sie hatte sich noch nie verirrt; ihr Orientierungssinn war ausgezeichnet, und sie besaß ein sicheres Gespür für den richtigen Weg.

Doch an diesem Tag war das anders. Heute achtete Tess auf nichts und verlor sich immer tiefer in dem Labyrinth an Gäßchen. Sie erschrak, als sie plötzlich angesprochen wurde, und merkte, daß sie stehengeblieben war und ein etwas verwinkeltes Haus angestarrt hatte.

In Alashan hatte es zahlreiche Umbauten gegeben, um aus beiden Städten optisch eine Einheit zu machen; aber natürlich konnte man nicht die riesigen Wohnanlagen mit den exakt geführten Straßenfluchten komplett verändern. Dann hätten die Terraner ihre Lebensweise ebenso vollständig umkrempeln müssen—was selbstverständlich nicht von heute auf morgen möglich war. Abgesehen von den ungeheuren und überflüssigen Kosten, die auf sie zugekommen wären.

Es konnte hier und da etwas kaschiert werden, doch Alashan konnte als Fremdkörper nicht komplett verschwinden. Manche nannten den einen Bereich inzwischen scherzhaft "AltZortengaam" und Alashan "das moderne Zentrum".

Jeder konnte dort leben und arbeiten, wo es ihm gefiel und wie er es gewohnt war. Damit waren die meisten Konflikte von vornherein ausgeschlossen. Vor allem, da die Terraner ein Stück ihrer Heimat mitgebracht hatten, würden sie sich nach und nach damit abfinden können, möglicherweise für immer hier zu siedeln.

"Ist dir nicht wohl?" Es war ein junger, männlicher Thorrimmer.

Die Geschlechter unterschieden sich äußerlich nur durch ihre Rumpfform. Der männliche Rumpf wirkte leicht eingefallen, der weibliche eher aufgebläht. Er trug die übliche weite Hose, aber oben nicht den üblichen Poncho, sondern ein weites, dünnes Hemd, das von der Brust bis fast zur Taille offen war. Er war knapp einssechzig, das feine weiße Haar am Hinterkopf gerade zweieinhalb Zentimeter lang.

"Doch ... es ist alles in Ordnung", sagte Tess verwirrt. "Danke, ich komme zurecht."

Der junge Thorrimmer schien sich damit nicht zufriedenzugeben. Er blieb stehen und musterte

die Terranerin aus engstehenden Augen. "Das ist nicht wahr. Du bist sehr aufgeregt. Bist du krank?"

Tess schüttelte den Kopf. Dann fiel ihr ein, daß der Thorrimmer diese Geste wahrscheinlich nicht verstehen konnte. "Nein, ich, bin gesund. Ich bin nur zu schnell gelaufen."

"Man läuft nicht ohne Grund so schnell. Auch ihr von Alashan nicht."

"Ich muß weiter." "

"Wohin?"

Tess war so verdutzt, daß sie erneut stehenblieb. "Was meinst du damit?"

Der Thorrimmer verzerrte sein ausdrucksvolles Gesicht mit der flachen Nase, deren einzige Öffnung fast acht Zentimeter breit war. Tess kannte die Mimik dieser Wesen inzwischen einigermaßen, doch diesen Ausdruck hatte sie noch nie gesehen. "Du siehst aus wie jemand, der sucht."

Tess wußte nicht, was sie entgegnen sollte. "Tut das nicht jeder?" sagte sie schließlich philosophisch.

"Auf die eine oder andere Weise, sicher. Aber deine Suche hat etwas Dunkles ... und du selbst verbirgst etwas vor anderen. Das eine hängt mit dem anderen zusammen, nicht wahr?"

"Mag sein. Aber das ist meine Sache." Tess entschied sich zur Unhöflichkeit. "Ich muß jetzt wirklich gehen."

"Du kannst nur finden, wenn du dein Geheimnis nicht mehr verbirgst!" rief der junge Thorrimmer ihr nach. "Das ist deine einzige Chance und vielleicht auch ..."

Als sie den Rest nicht mehr hörte, drehte Tess sich um. Der junge Thorrimmer war in der Menge verschwunden, ohne zu Ende gesprochen zu haben.

Tess schüttelte den Kopf und rieb sich verwirrt die Nase.

Was für ein Tag, dachte sie niedergeschlagen.

*

Warum habe ich nicht versucht, seine Gedanken zu lesen? dachte Tess verärgert auf dem Rückweg nach Alashan. *Ganz klar. Weil ich Angst hatte.*

Was sollte sie jetzt tun? Weiter herumirren wie ein Idiot oder lieber etwas Sinnvolles? Beispielsweise das Haßerfüllte suchen?

Allmählich beruhigten sich ihre Nerven. Sie mußte den Schrecken überwinden, es half nichts. Sie hatte ihre Gabe schließlich nicht umsonst bekommen. Als erstes mußte sie die Impulse lokalisieren, dann konnte sie den nächsten Schritt überlegen.

Den ganzen Tag habe ich verplempert. Die Füße taten ihr weh, und sie hatte Hunger und Durst. Seit dem Frühstück hatte sie nichts mehr zu sich genommen, und es dämmerte bereits.

Erst jetzt, als der Tag fast um war, fiel ihr auf, daß sich etwas an Alashan verändert hatte. Eigentlich fiel es ihr nur deswegen auf, weil die Leute um sie herum schimpften.

"Den ganzen Tag geht das nun schon so ..."

"Was denken die sich dabei ..."

"Ich habe meine Zeit schließlich nicht gestohlen ..."

Tess hätte einen der Vorübereilenden gern gefragt, was der Grund der Verärgerung war—da fiel ihr auf, daß eine Menge Leute mehr als sonst zu Fuß ging.

Als sie zum Himmel hochsah, begriff sie. Wo waren die Gleiter geblieben? Sonst hatte es immer dichten Verkehr gegeben, doch jetzt konnte man die einzelnen Gefährte gut abzählen. Mal ein Luftbus, ein Taxi, mehr auch nicht.

Ich war ja völlig vernagelt, dachte Tess. Endlich wurde es ihr bewußt, daß bereits am Morgen, bevor sie Alashan verlassen hatte, eine seltsame Stille vorgeherrscht hatte. Von den zehnbahnigen Förderbändern waren nur noch zwei bis drei aktiviert, deshalb waren viele gezwungen, den Weg per pedes zurückzulegen.

Tess wollte mehr wissen. Sie richtete ihre Sinne auf einen Mann in einer TLD-Uniform, der

gerade Pause in einem kleinen Café machte. Er war sicherlich über alles informiert, und vielleicht dachte er gerade darüber nach ...

Um niemandem im Weg zu sein, stellte Tess sich vor ein Schaufenster und tat so, als interessierte sie sich für die Auslagen. Dann konzentrierte sie sich stärker auf den Mann. Ohne hinzusehen, rief sie sich sein Gesicht vor ihr inneres Auge und stellte sich vor, ihn anzusprechen.

Natürlich reagierte er nicht. Er trank ruhig weiter seinen Kaffee. Tess schloß halb die Augen. Von der Umgebung bemerkte sie jetzt nichts mehr, sie war ganz nach innen gekehrt. Feine Schweißperlen bildeten sich auf ihrer Stirn, als sie mit ihrem telepathischen Sinn in das Gehirn des Menschen eindrang.

Natürlich hätte sie einfach hingehen und Fragen stellen können. Aber Tess wollte nicht auffallen; sie redete sich ein, daß ihre Fragen einem anderen nur merkwürdig vorkommen würden. Außerdem mußte sie ihr Talent studieren und schärfen, gerade jetzt. Nur so konnte ihre Suche nach dem fremden Wesen erfolgreich sein. Sie hatte die Sorge, daß es nach dem Schock nicht mehr möglich war.

Doch es ging. Allmählich klärte sich die Dunkelheit in ihrem Verstand. Es war unglaublich anstrengend, doch sie ließ nicht locker. Sie zwang ihren Geist, weiter vorzudringen, nach den Gedanken des anderen zu suchen und sie zu ergründen .

... *Perry Rhodan* ...

Ein Name, klar und deutlich. Tess tastete sich weiter vor. Die Gedankenketten wurden deutlicher, geordneter, zusammenhängender. Perry Rhodan war zurückgekehrt und hatte die Großsyntronik belegt. Drei Tage war das halbe öffentliche Leben Alashans lahmgelegt, was die Leute natürlich überaus verärgerte. Normalbürger hatten kein Verständnis für derartige Eskapaden, vor allem, wenn alles unangekündigt verlief.

Der Mann dachte noch eine Menge anderer Dinge; aber die filterte Tess aus, ohne sie weiter zu beachten. Sein Privatleben und seine Meinung über das Ereignis interessierte sie nicht.

Nach ein paar Minuten beendete sie den Kontakt. Sie fühlte sich schwach und zittrig. Es war so anstrengend wie immer gewesen, aber immerhin wußte sie jetzt, daß der Schock keinen nachhaltigen Einfluß ausgeübt hatte.

Vielleicht hatte der Impuls, den sie aufgefangen hatte, etwas damit zu tun? Umso notwendiger war es, nach dem Wesen zu suchen.

Tess kaufte sich etwas zu essen, das sie gierig verschlang. Der telepathische Kontakt hatte sie beinahe alle Kraftreserven gekostet. Sie besorgte sich Nachschub, bevor sie sich auf den Weg zum Zentrum machte. Dabei versuchte sie, erneut den Impuls wahrzunehmen. Wo sollte sie suchen? Sie hatte leider keine annähernde Vorstellung, von woher der schreckliche Gedanke gekommen war.

Sie ließ ihre telepathischen Sinne umherschweifen, konnte jedoch nichts Außergewöhnliches spüren.

Nach einiger Zeit fing sie ein paar Gedankenketten auf, die ihr Interesse weckten. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als sich erneut intensiv zu konzentrieren. Um nicht plötzlich vor Schwäche umzufallen und Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, setzte sie sich auf eine Bank in einer kleinen Grünanlage und tat so, als ob sie mit geschlossenen Augen ruhte.

Dann folgte sie den Gedankenströmen und versuchte genau zu verstehen, was die Menschen dachten.

Jemand hätte in seinem kleinen Ladengeschäft Inventur gemacht und wunderte sich über den bisher unbemerkt gebliebenen Schwund verschiedener Nahrungskonzentrate, die normalerweise weitgehend unbeachtet in einem Eckregal vor sich hinstaubten.

Ein Kind namens China versuchte seiner Mutter zu erklären, daß es in der vergangenen Nacht, als es mit seinem Hund Gassi gegangen war, einen wirklich lebenden Dämon gesehen habe. Einen dunklen Schatten, der böse gezischt habe, als er in einiger Entfernung an den beiden vorüberhuschte. Der Hund habe wie verrückt gebellt, aber der Dämon sei schon wieder mit der Dunkelheit verschmolzen gewesen.

Eine Frau versuchte ihrem Geliebten klarzumachen, daß sie sich nicht von ihm weggewendet

habe, weil sie seinen Kuß nicht wollte, sondern weil sie etwas Merkwürdiges gesehen habe, das über den Platz gehuscht und dann plötzlich verschwunden sei.

Alle diese Impulse kamen aus einer einzigen Richtung, die Tess lokalisieren konnte. Es war inzwischen dunkel geworden, aber das war ihr gleichgültig. Sie mußte es jetzt herausfinden.

*

Benjameen war den ganzen Tag über der letzte Traum nicht aus dem Kopf gegangen. Leider war es zu kurz gewesen, und er hatte zu wenig von der Umgebung gesehen, um sich eine Vorstellung machen zu können, wo er mit der Suche beginnen sollte.

Jedenfalls hatte er noch nie einen so bemerkenswerten Traum gehabt, der ihn über alle Maßen beschäftigte.

Und dann noch dazu von einem jungen Mädchen.

Das Mädchen hieß Tess oder Tass, das wußte er aus ihren Gedanken. Sie dachte sehr viel intensiver als alle anderen, mit denen er je Kontakt gehabt hatte. Intensiver—oder klarer, er konnte es nicht genau definieren. Jedenfalls hatte er sie kurz nach Beginn seiner REM-Phase gefunden, nach einer buchstäblich rasenden Fahrt durch einen wirbelnden Schlund. Völlig außer Kontrolle geraten, hatte irgend etwas den jungen Mann zu der Terranerin hingezogen.

Er wußte, daß sie große Furcht empfand, daß sie vor kurzem einem schrecklichen Schmerz ausgesetzt gewesen war. Er spürte ihre Unruhe, ihre Unsicherheit, was sie tun sollte.

Er hatte das Gefühl gehabt, nur noch die Hand ausstrecken zu müssen und sie *wirklich* berühren zu können. Doch eine seltsame Scheu hatte ihn von dem Versuch abgehalten—vielleicht auch die Furcht vor der Enttäuschung, denn schließlich war es ein Traum. Nur ein Traum.

Aber wenigstens hatte er sie *gesehen*.

Tess war gerade aus der Dusche gekommen und hatte sich vor den Spiegel gestellt, um sich die fingerlangen, struppigen Haare zu kämmen und das dunkle Augen-Make-up zu erneuern. Sie war nach ihren eigenen Gedanken 1,78 Meter groß und dünn und wahrscheinlich im selben Alter wie er. Benjameen sah sie durch ihre eigenen Augen im Spiegel.

Sie war wunderschön, fand er.

Aber leider nur schwarzweiß.

Das alles zusammen hatte Benjameen so durcheinandergebracht, daß er vorzeitig im Labor erwacht war und die Kontakte von seinem Körper gerissen hatte. Tess war in Schwierigkeiten, soviel stand fest. Etwas Besonderes war an ihr, das niemand anders erfahren durfte, auch das war ihm sofort klar. Deshalb hatte er Mara belogen.

Und deshalb wollte er heute abend auch von zu Hause aus träumend nach ihr suchen. Er war noch zu aufgeregt, um sich zu Hause sofort wieder hinzulegen und im Traum nach ihr zu suchen. Er wollte sie in der wirklichen Welt finden, als *realer* Benjameen, mit seinen eigenen Augen. Ihre Hand nehmen, wonach er sich seit dem Erwachen sehnte.

Ich bin ein Para-Träumer, aber hier geht es ummehr als nur die Erfüllung meiner Pflicht. Ich will einfach nicht sofort wieder träumen, irgendwann tue ich nichts anderes mehr ... und vergesse, wer ich bin. Ich muß sie in der Realität finden: Ich muß erfahren, weshalb die Verbindung zu ihr so etwas Besonderes ist.

Er hatte es den ganzen Tag über in der Welt der Wachen versucht, aber natürlich ohne Ergebnis. Benjameen hatte sich immer wieder den Traum ins Gedächtnis zurückgerufen und war jede Einzelheit durchgegangen, ob sich nicht doch ein Hinweis auf den Ort finden ließ, wo sich Tess befunden hatte. Aber der Kontakt war nur sehr kurz gewesen, nur vor dem Spiegel. Der Para-Träumer hätte nicht einmal sagen können, ob Tess allein gewesen war.

Er vermutete es—oder hoffte es. Ihr Anblick ging ihm überhaupt nicht mehr aus dem Kopf, auch wenn es ihn sehr verwirrte, daß er das Mädchen nur schwarzweiß gesehen hatte. Benjameen träumte stets farbig. Was war diesmal anders gewesen? Welche Probleme hatte Tess, die sie so sehr aufgewühlt hatten, daß er sie mit seinem PSI sofort finden konnte?

Schon allein aus diesem Grund nahm er keinerlei technische Unterstützung in Anspruch, um Tess zu finden. Er mußte es ganz allein schaffen. Zu schnell konnte es passieren, daß die Aufmerksamkeit von jemandem erregt wurde, und Benjameen mußte als Mitglied des TLD noch sehr viel vorsichtiger sein.

Es ist meine Privatsache, zumindest so lange, bis ich das Geheimnis gelüftet habe. Ich habe ein eigenes Leben!

Während er durch die Straßen stolperte, bekam Benjameen am Rande mit, daß der halbe automatische Verkehr von Alashan lahmgelegt war. Die Leute schimpften und fluchten um ihn herum; viele kamen zu spät zur Arbeit.

Die Rohrbahnen verkehrten nur noch im halbstündlichen Takt, Luftbusse und Taxis hatten oft weit mehr Verspätung. Eine Menge Automaten-Restaurants hatten geschlossen; automatische Türen mußten von Hand geöffnet werden. Antigraflifte funktionierten nur einige Minuten, bevor sie zwischendurch abgeschaltet wurden. Lange Schlangen bildeten sich entsprechend vor den Zugängen zu den Geschäftsgebäuden. In den Einkaufszentren herrschte Notbeleuchtung. Nur die beiden Hospitäler waren von dem "Notstand" ausgenommen.

Benjameen war das gleichgültig, er suchte nach Tess. Er vertraute sich einfach seinem Instinkt an, der ihn auf den richtigen Weg führen sollte. Natürlich funktionierte das überhaupt nicht. Irgendwann gestand sich der junge Arkonide ein, daß er sich wie ein Trottel benahm.

Frustriert kehrte er in sein Apartment zurück, um dort etwas zu essen und auf den Abend zu warten. Auch jetzt war er noch nicht bereit zu schlafen und zu träumen, er war viel zu aufgewühlt. Da half das ständige Training nichts.

Er mußte sich zuerst entspannen und auf sein Vorhaben einstellen. Sich vorbereiten, um den Traum zu steuern Tess zu finden und sich ihre Umgebung genau einzuprägen, um ihr dann in der Welt der Wachen auf die Spur zu kommen.

*

Benjameens Traum:

Auf einmal war es ganz leicht gewesen, einzuschlafen. Schon nach wenigen Minuten begann er zu träumen.

Der prädormitale Befehl funktionierte: Er flog auf großen Schwingen durch die dunkle Stadt auf einen hell leuchtenden Punkt zu in der Nähe des Zentrums. Es war noch nicht sonderlich spät, viele Menschen und auch Thorrimmer waren unterwegs. Die Hektik des Tages war vergangen. Jetzt hatten es nur noch wenige eilig. Man hatte sich erstaunlich schnell an die Einschränkungen des öffentlichen Verkehrs gewöhnt. Außerdem war bekannt, daß dieser Zustand nur noch etwas mehr als zwei Tage andauerte und dann wieder die Normalität einkehrte.

Der leuchtende Punkt zog Benjameens Bewußtsein magisch an. Er verringerte die Flughöhe und stieg immer weiter hinab, bis er nur noch wenige Meter über dem Boden durch die Straßenschluchten dahinglitt. Er brauchte keinem Hindernis auszuweichen, da nur sein Geist unterwegs war-dennoch schwenkte er hin und wieder instinktiv zur Seite.

Das Leuchten kam näher, wurde stärker. Er wußte, daß er auf dem richtigen Weg war.

Er war weiterhin unterwegs Richtung Zentrum, zu einem Viertel Alashans, das als erstes errichtet worden war. Hier befanden sich Museen, kleine Gärten, niedrige Häuser und viele kleine Lädchen und Kneipen, die sich ausschließlich in Familienhand befanden, ohne "in" zu sein. Ein Hauch von Nostalgie lag über allem, fast war es eine kleine Stadt für sich.

Und dann hatte er sie gefunden. Sie aß gerade den letzten Bissen von irgend etwas und wirkte müde und abgespannt. Ihr Schritt war eher schleppend, trotzdem schien sie nicht umkehren und nach Hause gehen zu wollen.

Sie war wirklich wunderhübsch. Benjameen merkte, wie er vor Aufregung beinahe den Traum verlor. Sie war fast so groß und dünn wie er, mit wirr stehenden pechschwarzen Haaren. Ihre dunkel umrandeten Augen wirkten geheimnisvoll. Die Iris war dunkelbraun und erinnerte

Benjameen irgendwie an einen tiefen, ruhigen Wald mit großen, alten Baumstämmen. Ihre eher bleiche, zartgoldene Haut besaß einen seidigen Glanz, das erkannte der Junge sogar durch den Traum. Am rechten Ohr baumelte ein mystisch wirkender, symbolisch verschlungener Schmuck mit einem dunkelgrünen Kristall in der Mitte. Im linken Ohr hing am oberen Rand ein schmaler Goldring. Tess hatte sehr hübsche kleine Ohren, schmal und oben fast ein wenig spitz.

Er hätte sie am liebsten stundenlang nur betrachtet, aber ihre heftigen Emotionen erinnerten ihn an sein eigentliches Vorhaben.

Wie Benjameen auch suchte sie etwas. Tess ging über einen Platz, der dem jungen Arkoniden bekannt vorkam. In der Mitte des Platzes stand eine drei Meter hohe Statue eines sehr fremdartigen Wesens mit einem kissenförmigen Leib.

Hier bin ich schon gewesen, dachte Benjameen.

Tess blieb stehen und sah sich suchend um. Ihr Gesicht wirkte ratlos, fast verzweifelt. Hin und wieder legte sie die Stirn in kritische Falten, und ihre Miene verzerrte sich vor Anstrengung. Was tat sie da?

Auf einmal drehte sie den Kopf und schien ihm direkt in die Augen zu blicken. Ein wilder Ausdruck lag in ihren dunklen Augen, und sie schien ihn bannen zu wollen mit ihrem Blick, so, als wüßte sie genau, daß er da war.

Benjameen erschrak so sehr ...

... daß er erwachte.

6.

Beziehungskisten

“Ich glaube, die sind ziemlich sauer auf dich”, meinte Mondra Diamond zu Perry Rhodan und zeigte mit der Gabel nach draußen.

Stendal Navajo hatte sie alle am Abend zu einer Art Begrüßungssessen im Restaurantbereich des KosmosKlubs eingeladen. Einige Besatzungsmitglieder der ALVAREZ waren ebenfalls anwesend.

Die Stimmung war gelöst, man erzählte sich gegenseitig die Abenteuer. Irgendwie hatte es sich ergeben, daß die schwarzhaarige ehemalige Zirkusartistin und der unsterbliche Terraner nur noch zu zweit an einem Tisch saßen.

Die Bar lag einen Kilometer östlich der Octavian-Anlage an einem Verkehrsknotenpunkt. Von dem üblicherweise pulsierenden Gleiterverkehr war derzeit allerdings nichts zu sehen; es war eher eine langweilige Angelegenheit.

Das meinte Mondra auch mit ihrer Bemerkung—aus der übersprudelnden terranischen Stadt war ein schläfriges Dorf geworden.

“Sie werden es überstehen”, sagte Rhodan.

Der Sechste Bote wirkte ein wenig zerstreut. In Gedanken war er bei dem vorherrschenden Problem—die GOOD HOPE III und tausend TLD-Agenten zur Verfügung gestellt zu bekommen, um seinen und Thoregons Feind zu überwinden.

Der jungen Frau entging das nicht. Sie ließ sich jedoch nicht anmerken, daß sie die geistige Abwesenheit verletzte. Sie wußte, welche Abstriche sie machen mußte.

Sie wußte aber auch, daß es noch einen Privatmann Perry Rhodan gab, der ihr seine volle Aufmerksamkeit schenkte. Dieser “Privatmann” trat zwar nur sehr selten in Erscheinung, aber mehr erwartete Mondra nicht. Schon gar nicht zum gegenwärtigen Zeitpunkt. Zumindest machte sie sich das ständig vor.

Ihr Verstand wußte das alles und konnte es sachlich betrachten. Aber wie sollte sie das ihren Gefühlen beibringen? Auf dem Rückflug nach Thorrim hatte es eine Zeit der Erholung an Bord der GLIMMER gegeben insofern man keinen allzu großen Bewegungsdrang hatte.

Mondra hatte mehrmals versucht, mit Perry ins Gespräch zu kommen, aber er hatte geradezu

abgeblockt. Es schien, als wolle er diese Beziehung noch nicht öffentlich bekannt wissen. Auf einem kleinen Schiff wie der GLIMMER konnte so etwas schnell zu unerwünschten Diskussionen ausarten, noch dazu, da nicht alle Mitreisenden hundertprozentig zu den Unsterblichen standen.

Monkey beispielsweise würde solche Details in seinem Bericht gegenüber Gia de Moleon sicherlich nicht verschweigen. Die TLD-Chefin könnte das entsprechend ausschachten und aufbauschen.

Es war einmal gutgegangen, aber für ein zweites Mal war das Risiko zu hoch. Auch das hatte Mondra eingesehen. Große Männer waren schon an viel unerheblicheren Ereignissen gescheitert und hatten dadurch Bündnisse, Kriege oder gar die Herrschaft verloren. In dieser Hinsicht hatte die Menschheit sich kein bißchen geändert.

Also hatte sie sich zurückgezogen und die Distanz gewahrt. Doch jetzt, hier in der Stadt, während der Zwangspause, bis alle Daten ausgewertet waren, wollte sie wenigstens ein paar Worte, einen Blick von ihm. Nur ein kleines Zeichen, das ihr bewies, daß er überhaupt an sie dachte.

Mondra sehnte sich nach dem Privatmann Perry, emotional und auch körperlich. Sie wollte seine Arme um sich spüren, seine Nähe, seine Wärme. Sie hatte nicht vergessen, wie es das eine Mal gewesen war. Im Gegenteil. Doch wie stand er dazu? Sie war sich seiner Gefühle keineswegs sicher. Deshalb hatte sie Angst vor einer Zurückweisung.

Trotzdem gab die Agentin nicht auf. Sie mußte ihr Mißtrauen überwinden. Sich davon überzeugen, daß die Dinge besserstanden, als sie es empfand.

“Was wirst du in der Zeit anstellen, bis Trabzon Karett sich bei dir meldet?” fragte sie schließlich direkt.

Sein Blick kehrte aus weiten Fernen zurück. “Die paar Tage Erholung werden uns guttun”, antwortete Rhodan. “Ich habe Zeit, nachzudenken.”

“Die ganze Zeit?”

“Wieso?”

Mondra lächelte fast schüchtern. “In den Geschichtsbüchern steht, du seist ein Sofortumschalter Jetzt schaltest du aber gar nicht!”

Plötzlich schien es ihm zu dämmern. “Entschuldige, Mondra. Ich habe es nicht so gemeint.”

Eine Weile wartete sie darauf, daß er weitersprechen würde. Aber er schwieg, vermutlich war er in Gedanken schon wieder bei seiner nächsten Auseinandersetzung mit Gia.

Erneut ergriff sie die Initiative. “Vielleicht könnten wir mal zusammen einen kleinen Ausflug machen”; schlug sie zögernd vor. “Es wird schon nicht jeder gleich mitbekommen. Das tut dir sicher mal gut. Thorrim ist eine schöne Welt. Draußen in der Natur, wenn du einmal entspannst, kommst du vielleicht auf neue Gedanken.”

“Ich weiß nicht, ob ich derzeit so ein guter Unterhalter wäre ...”, murmelte er.

Auf Mondras Gesicht zeigte sich tiefe Betroffenheit, aber nur ganz kurz. Dann legte sie ihr Besteck mit Bedacht ordentlich auf den Teller und stand langsam auf.

“In Ordnung”, sagte sie so gelassen und kühl wie möglich. Ein junges Mädchen in ihrem Inneren dagegen schrie Frust und Zorn hinaus und trampelte mit den Füßen auf dem Boden. “Es war ja nur so eine Idee. Ich meine, weil jetzt ein wenig mehr Zeit ist als beispielsweise nur für einen hastigen Kuß irgendwo mitten im Ring von Zophengorn. Manchmal, da meine ich, du ... ach, egal. Vergiß es einfach!”

Sie drehte sich um und ging. Das junge Mädchen in ihr hoffte darauf, daß er ihr nachkommen oder zumindest nachrufen würde. Ihr erwachsener Verstand wußte jedoch genau, daß Perry Rhodan das niemals tun würde, nicht hier in aller Öffentlichkeit, Millionen Lichtjahre von zu Hause entfernt, in dieser kritischen Situation.

Mondra wahrte die Haltung, wechselte in den Barbereich und suchte sich einen Platz an der Theke. Die menschliche Bedienung, deren Name ihr nie einfiel, kam heran.

“Einen dreifachen Vurguzz-Spezial, garniert mit einer Amarena-Kirsche und extra dampfend, bitte”, orderte sie.

Später dann, allein auf seinem Zimmer, überfiel Perry Rhodan der Ärger über sich selbst. Er hatte Mondra den Rest des Abends nicht mehr gesehen, weil er ständig in Gespräche verwickelt wurde. Dabei wäre er so gern zu ihr gegangen und hätte sich entschuldigt.

Er hatte sie nicht so brüsk abschmettern wollen, aber keine andere Wahl gehabt. Er hatte die vielen Blicke, mit denen er in der Bar beobachtet worden war, deutlich gespürt. Gerade jetzt, wo er ohnehin einen so schweren Stand hatte, durfte er seiner Meinung nach keinen menschlichen Zug offenbaren, keine noch so kleine emotionale Schwäche. Er mußte sein Vorhaben unter allen Umständen durchsetzen.

Der Kuß, auf den sie angespielt hatte, war im Schutz von Deflektoren geschehen. Niemand hatte sie sehen können, und die Kameraden waren nicht dageigewesen. Es war ein närrischer Impuls gewesen, denn das machte es nicht gerade leichter.

Aber wie sollte er das Mondra klarmachen? Sie hatte sich ohnehin sehr geduldig und zurückhaltend gezeigt, aber wie lange noch? Er konnte es ihr nicht verdenken, wenn sie an ihm zweifelte.

Dabei war es ganz anders. Gerade jetzt, da er allein war, dachte er an die junge Frau. Erfühlte sich in einer Weise zu ihr hingezogen, die er schon verloren geglaubt hatte. Mondra Diamond war ihm alles andere als gleichgültig, und sie brachte seine Sinne allein durch ihre Anwesenheit durcheinander.

Da erklang der Türsummer. Rhodan merkte, daß sein Herz schneller schlug, als er nach einem raschen Blick auf den Chrono feststellte, daß es auf Mitternacht zuing. Nur wenige freudig erregte Schläge, bis der Aktivator regulierend eingriff.

Alter Narr, dachte er, zugleich belustigt und wütend. *Solche unkontrollierten Regungen sind in deinem Alter nicht mehr angebracht!*

“Herein”, sagte er laut.

Und wieder klopfte das Herz stürmisch, zwei Sekunden lang.

Sie war es wirklich, wie er törichterweise gehofft hatte. Eine Menge verschiedener Gefühle stürmten auf ihn ein. Verwirrung, Glück, Sehnsucht. Sie beide allein, in seinem Zimmer, zu vorgerückter Stunde ... es war so schwierig, sich einmal nicht verpflichtet zu fühlen, die Probleme draußenzulassen.

“Entschuldige, ich hoffe, ich habe dich nicht geweckt”, sagte Mondra Diamond. “Aber ich bekomme diese verflixte Tube nicht auf ... und schließlich will ich morgen nicht wie eine verschrumpelte Kartoffel aussehen”, fügte sie fast verlegen hinzu und hielt ihm eine Tube mit Hautcreme hin. Sie gab sich unbefangen und natürlich, als wäre nichts geschehen.

“Du wirst nie wie eine verschrumpelte Kartoffel aussehen, das ist unmöglich”, entfuhr es Rhodan, bevor er nachgedacht hatte.

Die Tube war in einer halben Sekunde offen. Eigentlich war sie nicht einmal richtig verschlossen gewesen. Ein zarter Duft entströmte ihr, und er merkte, daß er ihn fast gierig einsog. Dieser Duft gehörte zu Mondra, und in dieser Mischung hatte er ihn schon einmal den Verstand gekostet.

In ihren grünen Augen blitzte es auf. “Du kannst ja beinahe charmant sein”, meinte sie ironisch.

“Und du benutzt einen Vorwand, um hierherzukommen”, gab er unverblümt zurück.

Sie war nicht so leicht aus der Fassung zubringen. “Was anderes fiel mir auf die Schnelle eben nicht ein”, konterte sie gelassen. Sie ließ sich in einen Sessel fallen. “Ich konnte nicht einschlafen”, fuhr sie fort. “Mir geht so viel im Kopf herum.”

“Mir geht es ähnlich”, gab Rhodan zu.

“Dann sind wir wenigstens in dieser Hinsicht gleich.” Mondras schönes Gesicht wurde ernst. “Kann ich mit dir sprechen?”

“Natürlich.” Rhodan legte die Tube auf den Tisch.

Es war unvermeidlich, und das wußte er genau. Sie konnten einander nicht ständig ausweichen

und so tun, als wäre nichts weiter zwischen ihnen als ein wenig erotisches Geplänkel. Jetzt war die beste Gelegenheit. Im Augenblick standen sie nicht mitten in einem Abenteuer. Zophengorn und Century I waren weit entfernt: Shabazzas nächster Anschlag stand nicht unmittelbar bevor.

Zum ersten Mal seit langer Zeit hatten sie eine Ruhepause. Zum ersten Mal gab es eine Chance für private Dinge. Gerade hier gab es einiges zu klären Vor allem nach dem Zwischenfall im KosmosKlub.

“Du sagst das so, als wäre es einfach”, kritisierte Mondra. “Dabei bin wieder einmal ich diejenige, die zu dir kommt, nicht umgekehrt. Obwohl du mich so abgeschmettert hast, daß ich mir fest vorgenommen hatte, nie mehr auch nur ein Wort mit dir zu sprechen.”

Sie machte eine kleine Pause, blickte kurz zu Boden.

“Aber ich mache dir keinen Vorwurf”, redete sie schnell weiter. “Ich weiß, daß Männer in solchen Dingen immer absolut zurückhaltend sind. Deshalb muß ich wie jede andere Frau die Initiative ergreifen.”

Sie stand wieder auf und ging unruhig auf und ab.

Rhodan sagte nichts. Er spürte, daß Mondra nervös und durcheinander war. Sie hatte Angst, ihre Seele zu offenbaren und zurückgewiesen zu werden.

Aber er war selbst sehr unsicher. Wenn es darum ging, die Menschheit zu retten, war Perry Rhodan absolut souverän, selbstsicher und kühn.

Wenn es um sein Privatleben ging, war er hilflos und ratlos. Er hatte viel zu selten richtig gelernt, damit umzugehen. Er war anders als seine Freunde Atlan und Reginald Bull. Sein Pflichtbewußtsein erinnerte ihn stets an seine Berufung. Er war nicht emotionsarm, aber es fiel ihm schwer, Gefühle zu zeigen, den Verstand einmal abzuschalten.

*

Mondra war stehengeblieben. Sie schien fast dankbar zu sein, daß Rhodan still gewartet hatte, bis sie bereit war fortzufahren. Sie schluckte und sah ihn offen an.

“So etwas ist mir noch nie passiert”, begann sie. “Ich bin ein Profi, Perry Ich bin sehr gut in meinem Job, wie du weißt. Ich kenne meine Grenzen genau. Ich finde immer einen Weg, selbst wenn die Situation noch so aussichtslos erscheint. Aber jetzt—bin ich völlig hilflos. Ich kenne mich mit mir nicht mehr aus. Es ist ja nicht so, daß ich nicht früher schon in ähnlichen Situationen gewesen bin—sei es nun mit Kollegen oder während eines Undercover-Auftrags. Bisher hatte ich nie ein Problem damit. Ich habe auch diesmal geglaubt, damit umgehen zu können. Einfach so zu tun, als wäre das eine einmalige Sache gewesen.”

Sie fuhr mit einer nervösen Bewegung durch ihre schwarzen Lokken. Dann drehte sie sich abrupt zur Seite:

“Ach, verdammt!” stieß sie zornig hervor. “Ich höre mich total blöd an, oder?”

“Mondra ...”

“Warte! Bitte. Es muß raus,- es hilft nichts. Gleichgültig, was geschieht. Aber ich kann das nicht mehr mit mir herumtragen.” Sie drehte sich wieder zu ihm. “Wenn ich nur wüßte, was du fühlst, Perry Es ist so schwierig ... du versteckst alles tief in dir drin. Manchmal, wenn ich es am wenigsten erwarte, bist du mir so nahe ... und dann wieder bist du so distanziert, und das tut mir weh.”

“Wir waren uns doch einig, daß wir unsere persönlichen Gefühle hintenan stellen müssen”, blieb er ruhig.

“Sicher. Aber, weißt du, es gibt hin und wieder Momente ... ein kleines Lächeln von dir, nur ein Blick ... der mir zeigt ...”

“Mondra, das geht nicht. Darüber haben wir doch gesprochen. Die Situation ist so schon schwierig genug.”

Ihre Schultern sanken ein wenig nach vorn. “Natürlich. Du bist eben, wie du bist. Aber für mich ist es sehr schwer zu erkennen, ob meine Gefühle überhaupt noch angebracht sind ...”

“Denkst du, ich habe vergessen, was zwischen uns war?” fragte er leise.

Es war nicht einmal schwer gewesen, das zuzugeben. Und es war die Wahrheit. Er hatte es nicht vergessen. Nicht eine einzige Sekunde. Es hatte seither immer wieder Momente in der Nacht gegeben—vor allem während der Rückreise, wenn alles still und ruhig und er allein gewesen war—, in denen es ihm sehr schwer gefallen war, nicht zu ihr zu gehen.

Es war nicht einfach so eine Affäre. Es war *mehr*, ernster. Er fühlte sich mehr denn je zu ihr hingezogen.

In Mondras Augen flackerte Hoffnung auf. Voller Sehnsucht sah sie ihn an. Ihre Unterlippe zitterte leicht.

Die ganze Zeit über standen sie sich gegenüber, mit drei Metern Abstand. Keiner bewegte sich, schien es zu wagen, sich hinzusetzen. Die Spannung zwischen ihnen war fast schmerzhaft.

“Perry, wie soll es weitergehen?” flüsterte sie. “Wir haben jetzt Zeit, darüber zu reden. Niemand wird sich einmischen, und bis morgen früh habe ich mich wieder in der Gewalt. Aber ich muß es wissen. Dieses Schweigen zwischen uns kann nicht so weitergehen.”

“Darüber bin ich mir im klaren”, sagte Rhodan. “Mir gefällt diese Situation auch nicht. Wir haben ... den falschen Zeitpunkt gewählt. Momentan müssen wir leider weiterhin auf Distanz bleiben, es hilft nichts. Wir müssen uns auf den Kampf gegen Shabazza konzentrieren, auf die Koalition von Thoregon. Ich kann jetzt nicht anders.”

“Du bist für mich sehr wichtig”, fuhr Mondra fort. “Und ich würde gern auf dich warten ...”

Er wußte nicht, was er darauf sagen sollte. “Mondra, ich ... ich weiß noch nicht, wie eine künftige Beziehung aussehen kann”, formulierte er vorsichtig.

“Das verlange ich auch gar nicht”, behauptete sie ruhig. “Aber ich möchte wissen, ob du bereit bist, uns beiden *überhaupt* eine Chance zu geben.”

“Ich möchte es gern, Mondra. Es ist nur ...”

“Ich weiß, daß du momentan an nichts anderes als an große kosmische Ereignisse denken kannst, du brauchst es nicht ständig zu wiederholen”, unterbrach sie. “Doch du kannst dich nicht dahinter verstecken. Es gibt ein Leben außerhalb davon. Du scheinst vergessen zu haben, daß du ein Mensch bist, keine Maschine. Und ein Mann! Du erinnerst dich vielleicht nicht mehr, aber ich weiß, wie leidenschaftlich du sein kannst.”

Das stimmte. Inzwischen war sie lange genug anwesend, daß ihr weiblicher, betörender Duft sich im ganzen Zimmer ausgebreitet hatte. Seine Sinne waren voll erwacht und benebelten seinen Verstand—und der gab nur noch einen kleinen Mucks von sich und resignierte.

Sein Körper, der nach all diesen Jahrtausenden nach wie vor so jung und vital war wie vor der ersten Zelldusche, wußte ganz genau, was er wollte. Und *brauchte*. Es gab keine Ausrede, kein Ausweichen. Dies war ein Moment der Ruhe und Entspannung.

Vor allem—es gab nichts, dessen er sich schämen mußte. Damit vernachlässigte er weder seine Pflicht, noch vergaß er seine Aufgabe.

“Und ich sehne mich nach dir”, setzte sie überflüssigerweise hinzu. Sie lächelte, ihre Augen glänzten. “Ich war ohnehin lange Zeit sehr rücksichtsvoll. Ich habe dir gesagt, daß ich es noch einmal will ...”

Rhodan ging zu ihr und ergriff ihre Hände, hielt sie an seine Brust. “Ja”, sagte er sanft. “Wir wollen es beide.” Er schloß seine Arme um sie und küßte sie, bevor sie noch etwas sagen konnte.

Teufel noch mal, ich bin doch wirklich keine Maschine. Dieser Moment, diese Nacht gehört uns. Niemand braucht uns jetzt. Nur wir uns.

Je länger er sie küßte, desto mehr verlor er sich in ihr. Sein Verstand mußte klein begeben. Er ließ es zu, daß seine Gefühle die Oberhand gewannen.

Perry Rhodan genoß es, der Leidenschaft nachzugeben: Das Leben zu spüren. Zu wissen, daß er selbst mit Jahrtausenden an Erfahrung, Kummer und Leid noch jung und voller Lebensfreude war.

Nicht verbittert, verknöchert und verkalkt. Nicht auf der Suche nach der reinen geistigen Erfüllung.

Er spürte seinen Körper, seine Empfindungen und war, einen seltenen Moment lang, glücklich. Er freute sich daran, ein Mensch zu sein, Fleisch und Blut.

Mit geschickten Fingern schälte er Mondra aus ihrer Kombination und schaffte es nebenbei, aus den eigenen Kleidern zu kommen. Es tat so gut, sie zu halten, ihre Hände auf seiner Haut zu spüren, ihren Duft einzuatmen. Ihr junger, glatter Körper war straff und kräftig, ihre Haut warm und weich wie Seide. Er schmiegte sie an sich; lange Minuten blieb er so stehen, küßte sie innig. Sie hatten Zeit, so viel Zeit. In solchen Momenten dehnten sich Minuten zu Stunden.

*

Schlaf gab es keinen. Dafür waren diese wenigen Stunden viel zu kostbar. Wenn sie sich nicht liebten, lagen sie eng umschlungen und berührten sich sanft, flüsterten sich zärtliche Worte zu.

Von Liebe sprachen sie nicht. Soweit waren sie noch nicht. Es hätte nur den Zauber dieser Nacht zerstört.

Erst kurz vor Tagesanbruch sprach Mondra wieder von der Zukunft. "Wie wird es weitergehen, Perry?" Diese Frage stand immer noch unbeantwortet im Raum.

Sie hob den Kopf von seiner Schulter und sah ihn an. Er hob eine Hand und streichelte ihr Gesicht. "Geduld, Mondra. Wir müssen uns in Geduld üben, eine andere Wahl haben wir nicht. Es *wird* mit uns weitergehen. Ich kann dir noch nicht sagen, wie. Das müssen wir abwarten."

"Wenigstens haben wir diesmal kein schlechtes Gewissen", murmelte sie.

"Nein, diesmal sind wir nicht von der Lust *überrascht* worden", schmunzelte er.

Sie beugte sich über ihn und strich mit weichen Lippen über Stirn und Nase, berührte kurz seinen Mund. "Ich möchte dich nur bitten, daß du dich nicht hinter irgendwelchen Vorwänden versteckst. Ich wünsche mir, daß du uns beiden eine Chance gibst. Also keine Ausrede von wegen, du bist unsterblich und ich altere an deiner Seite. Diese Entscheidung liegt allein bei mir. Wenn ich mich dazu entscheide, bei dir alt zu werden, und du mich willst, mußt du das akzeptieren. Wie auch immer—ich bin 34, Perry, also sehr jung. Wir sind *jetzt* zusammen. Denk nicht darüber nach, was sein *wird*! Du weißt es nicht, ich auch nicht. Nutzen wir den Moment! Das mußt du lernen. Keine Beziehung dauert für immer. Vielleicht bleiben wir überhaupt nicht zusammen, für zwei oder doch für 130 Jahre. Aber wir müssen es wenigstens *versucht* haben, wenn wir beide dasselbe füreinander empfinden. Verstehst du das?"

"Ja."

Sie schaute verdutzt. "Das hätte ich jetzt nicht erwartet."

"Ich habe bereits darüber nachgedacht, Mondra, bevor du zu mir gekommen bist", sagte er sanft. "Damit weißt du, daß es mir ebenso ernst ist wie dir. Und auch wenn du es nicht deutlich erkennen kannst, so kannst du doch sicher sein, daß ich dich immer anders ansehen werde als andere ... und daß ich an dich denke. Daß ich mir oft genug wünsche, dir so nahe zu sein wie jetzt. Daß ich dich in meinen Armen halten will. Doch ich kann es dir nicht zeigen, nicht öffentlich. Noch nicht. Was nicht heißt, daß wir nicht wieder zusammensein werden, wenn es eine Ruhepause gibt, an einem anderen Ort, zu einer anderen Zeit. Wenn wir", er schmunzelte, "den *Moment* nutzen."

"Aber ich habe damit doch recht, oder?"

"Natürlich hast du das. Ich werde mich bemühen, daran zu denken."

Er legte eine Hand in ihren Nacken und zog sie zu sich herab, um sie zu küssen.

Eine Stunde später verließ sie ihn, "um den Anstand zu wahren", kicherte sie. "Ich werde mich jetzt gegen deine Distanziertheit wappnen und meine Professionalität wieder aus den Abgründen meines Verstandes holen. Bis bald."

*

Perry Rhodan spürte den Geschmack von Bitterkeit in seinem Mund, als er wieder allein war. *Wir sind erwachsene Menschen und müssen uns trotzdem vor den anderen verstecken.* In diesem

Augenblick haßte er seine Berufung und sich selbst, daß er solche Gedanken hatte. Er wußte schon, weshalb er sich so lange von jedem Verhältnis ferngehalten hatte. Das war bequem und einfach—es gab nur *einen* Perry Rhodan, den Berufenen, den Unsterblichen, die Legende.

Doch jetzt war der Mann in ihm erwacht, das Menschliche, und forderte seine Rechte; war verbittert darüber, zurückgesetzt zu werden, immer hintenanstehen zu müssen. War er denn nicht alt genug? Hatte er nicht das Recht dazu, eine Frau an seiner Seite zu haben, selbst in diesen Zeiten?

Nein. Das war Politik.

Vergiß die Politik! bäumte sich etwas in ihm auf.

Du hast so gewählt, in alle Ewigkeit, Unsterblicher, höhnte eine andere Stimme.

Er warf sich noch in den Kissen herum, als erneut der Summer ertönte.

“Was ist?” fragte er in unhöflichem Ton über die aktivierte Sprechverbindung.

“Ich bin’s.”

Die tiefe, ein wenig rauhe Stimme seines besten Freundes. Jeden anderen hätte er abgewiegt. Aber nicht Reginald Bull.

“Komm rein!”

Perry Rhodan stand auf und zog sich an. Als er in den Wohnraum kam, standen zwei dampfende Becher Karud, eine thorrirische Spezialität, die Kaffee noch am ehesten ähnelte, auf dem Tisch.

Reginald Bull hockte in einem Sessel, rieb sich die kurzgeschorenen roten Haare und schnüffelte ein wenig mißtrauisch in den Dampf des heißen Getränkes, bevor er es kostete.

“Ich weiß, wie früh es ist, aber ich kann nicht mehr schlafen”, sagte er. “Auf uns wartet eine schwierige Diskussion, und wir haben bisher zu wenig miteinander geredet.”

Perry Rhodan setzte sich ihm gegenüber. “Es ist wirklich sehr schwierig”, fing er vorsichtig an.

Er griff nach dem Becher und trank. Wohlige Wärme breitete sich in seinem Körper aus, und obwohl er keine Minute geschlafen hatte, fühlte er sich erfrischt.

Die beiden Freunde waren schnell ins Gespräch vertieft; und schließlich ergab es sich, daß die Rede auch auf Mondra kam.

Bull leerte seinen Becher. “Die Situation ist sehr schwierig, das weiß ich, Perry Aber du solltest dich nicht zu sehr quälen. Mondra ist eine tolle Frau. Sie wird Geduld haben, weil sie weiß, daß es sich lohnt. Eure Beziehung und damit meine ich jetzt die öffentliche wird jetzt auf alle Fälle unkomplizierter sein, denn sie weiß endlich, woran sie ist. Und du weißt es auch. Mach dir also nicht zu viele Gedanken! Laß die Dinge einfach geschehen!”

7.

Berichte und Begegnungen

“Monkey ist hier”, meldete das Sekretariat im 98. Untergeschoß des TLD-Towers.

“Ich lasse bitten”, sagte Gia de Moleon.

Kurz darauf betrat der annähernd zwei Meter lange Oxtorner das Büro der TLD-Chefin.

Sogar Gia bekam jedesmal ein merkwürdiges Gefühl, wenn sie in die lidlosen, kreisrunden Augen des TLD-Agenten sah. Sie hatten nichts Menschliches mehr an sich, waren lediglich leblose Kameraobjektive—die tatsächlich alles aufnahmen, was sie sahen.

Aber diese Augen paßten zum Charakter des Hünen. Monkey ähnelte mehr einer Maschine als einem Menschen. Er war ein ausgebildeter Killer, gefühlskalt und berechnend. Gerade aus diesem Grund hatte die TLD-Chefin ihn als “Beobachter” an Perry Rhodan überstellt.

Monkey war dazu ausgebildet, einen Auftrag gewissenhaft auszuführen, egal unter welchen Umständen. Durch seinen besonderen, den höllischen Umweltbedingungen seiner Heimat angepaßten Metabolismus war er darüber hinaus nahezu unbesiegbar. Ein Mann wie Monkey war in beinahe jeder Hinsicht perfekt—und trotzdem unberechenbar. Denn trotz aller Gefühlskälte war er ein lebendes, denkendes Wesen. Man konnte nie wissen, ob er nicht auf einmal so etwas wie ein

Herz in sich entdeckte und dadurch außer Kontrolle geriet.

Monkey begrüßte seine Vorgesetzte mit höflichen, nichtssagenden Worten und suchte sich eine Sitzgelegenheit, in der er seinen mächtigen Körper unterbringen konnte.

“Ich habe deinen Bericht bereits gelesen, Monkey, möchte mich aber persönlich mit dir unterhalten”, begann Gia das Gespräch.

Obwohl sie selbst nicht gerade temperamentvoll war, wirkte sie nicht so negativ wie der Oxtorner. Ihr liebenswürdiges, mütterliches Aussehen trug dazu bei—natürlich aber auch ihre braunen Augen, in denen wenigstens eine gewisse menschliche Wärme lag.

Trotzdem bestand kein Zweifel, wer von den beiden in diesem Raum die Autorität besaß. Gia ließ durch ihr Gebaren keine Zweifel offen, und Monkey besaß keinen Ehrgeiz, was seine berufliche Karriere anging. Er war dazu ausgebildet worden, was er am besten konnte—ein hervorragender Soldat zu sein. Nach etwas anderem strebte er nicht.

“Über das, was nicht drinsteht”, vermutete der Oxtorner.

Man hätte das für einen leichten Anflug von Humor oder Sarkasmus halten können. Es war aber nichts weiter als eine sachliche Feststellung. Die dünnen Lippen des Agenten hatten sich—soweit Gia wußte—noch niemals zu einem freundlichen oder heiteren Lächeln verzogen, geschweige denn, daß man ihn je hätte lachen hören.

Allerdings kam auch niemand auf die Idee, mit ihm scherzen zu wollen. Monkey hatte zu der legendären “Abteilung Null” gehört.

“Ganz recht”, stimmte die TLD-Chefin zu. “Dein Bericht stimmt mit den anderen überein—Perry Rhodan hat mir offensichtlich nichts verschwiegen. Mich interessiert jetzt die menschliche Komponente.”

Da fragte sie natürlich ausgerechnet den Richtigen. Aber Monkey wußte, wie seine Vorgesetzte das meinte.

“Perry Rhodan hat sich zu jedem Zeitpunkt äußerst verantwortungsbewußt und umsichtig verhalten”, berichtete er. “Natürlich hat er den Vorteil einer jahrtausendelangen Erfahrung, aber er wendet dieses Wissen auch an.”

“War er nicht zu überhöhtem Risiko bereit?” fragte Gia. “Jemand, der unsterblich ist, wird doch automatisch nachlässiger.”

“Ganz im Gegenteil. Er hat sogar verlangt, daß Reginald Bull als Reserve an Bord zurückbleibt. Unsere Sicherheit stand bei ihm stets im Vordergrund.”

“Auf Kosten anderer natürlich ...”

“Nein. Er lehnt jede Form von Gewalt ab, wenn es nicht notwendig ist. Das führte anfangs zu Konfliktsituationen, denen ich mich beugen mußte. Ich muß aber zugeben, daß seine Vorgehensweise immer funktioniert hat.”

Gia runzelte die Stirn. Diese Ausführungen behagten ihr nicht. “Hat er dir vertraut?”

“Es hat lange gedauert, bis ich meine Fähigkeiten einsetzen durfte”, antwortete Monkey. “Ich habe mir Mühe gegeben, sein Vertrauen zu verdienen ...”

“Wie bitte?” entfuhr es Gia. “Weshalb?”

“Weil das bei einer solchen Unternehmung notwendig ist”, belehrte Monkey seine Chefin. “Jeder muß sich blind auf den anderen verlassen können. Bis zu einem gewissen Grad ist mir das auch gelungen. Aber natürlich stand meine Beobachtertätigkeit stets im Vordergrund.”

“Wie stand Perry Rhodan dazu?”

“Er hat es akzeptiert, eine andere Wahl hatte er schließlich nicht. Trotzdem kam ich zum Einsatz. Er hat mich nach einer Weile wie ein vollwertiges Teammitglied behandelt. Ich habe auch erkannt, daß seine Sorge um die Menschheit aufrichtig ist. Die Koalition von Thoregon und auch Shabazza sind von kosmischer Bedeutung, anders kann ich es nicht ausdrücken.”

“Dann würdest du ihm also die Forderung nach unserer GOOD HOPE und den tausend Agenten erfüllen?”

“Ich halte das für sehr wichtig, ja. Je schneller, desto besser.”

“Gibt es da einen Fakt, der mir nicht bekannt ist?” wollte Gia mißtrauisch wissen. Sie wunderte

sich über Monkeys Überzeugung.

Monkey schüttelte den kahlen Kopf. "Die Tatsachen sprechen für sich. Es muß schnell gehandelt werden."

Gias braune Augen wurden schmal. "Monkey, ich habe den Eindruck, daß du dich von Perry Rhodan um den Finger hast wickeln lassen."

"Nein", widersprach Monkey ruhig. Sein Tonfall änderte sich selten.

Seine Beweggründe waren unergründlich. Niemand konnte wissen, ob irgend etwas für Monkey von Bedeutung war. Er ließ es sich nie anmerken.

"Ich bin mir da nicht sicher", beharrte die TLD-Chefin. "Perry Rhodan besitzt ein gewaltiges Charisma. Es ist schwer, sich ihm zu entziehen."

"Er ist ein bedeutender Mann", gab Monkey zu. "Natürlich kann ich mich diesem Einfluß nicht vollständig entziehen. Ich habe ihn in sehr gefährlichen Situationen erlebt. Er besitzt eine enorme Ausstrahlung und einen starken Willen, dem man sich nicht so leicht widersetzen kann. Er ist eine lebende Legende—und erfüllt diesen hohen Anspruch voll."

"Das ausgerechnet von dir zu hören erstaunt mich mehr als alles andere." Gias Tonfall brachte deutlich ihr Mißfallen zum Ausdruck. Sie hatte extra den gefühlskältesten Mann, den sie kannte, als Aufpasser entsandt—und nun war er bekehrt! "Er fasziniert dich also?"

"Ich erkenne lediglich seinen Status an", wich Monkey aus. "Ich achte Perry Rhodan. Mehr habe ich mir nicht vorzuwerfen."

"Solange du deine Prioritäten nicht aus dem Auge verloren hast ...", kritisierte die TLD-Chefin.

"Ich habe die mir aufgetragene Pflicht zu jeder Zeit erfüllt und stets nur Alashans Interessen im Auge gehabt", versicherte der Oxtorner. "Mein Bericht dürfte dich in dieser Hinsicht überzeugt haben."

"Trotzdem stimmst du seinem Vorhaben zu?"

"Ja. Aber das ist nur meine private Meinung. Ich werde deshalb keine Argumente bringen. Ich kann es nicht ändern, wenn du Perry Rhodan lieber in einem negativen Licht gesehen hättest. Ich halte mich ausschließlich an Tatsachen."

Gia preßte die Lippen zusammen. "Deshalb habe ich dich für diese Mission ausgesucht. Ich denke, jetzt habe ich alles."

Monkey sah sich damit entlassen. Er erhob sich und verließ das Büro.

Gia de Moleon blieb mit einer Menge Zweifel zurück. Aber sie war weiterhin nicht bereit, von ihrem Standpunkt abzurücken.

*

Benjameen erinnerte sich noch genau an seinen Traum. Nachdem er das erste Mal erwacht war, hatte er sich dazu gezwungen, ruhig zu bleiben und sich wieder hinzulegen. Er mußte noch einmal träumen, um mehr von dem Mädchen zu erfahren—und von dem, was es suchte.

Kurz bevor er erneut eingeschlafen war, meldete der Wohnungssyntron einen Anruf aus dem Schlaflabor 'im TLDTower.

Benjameen-überlegte kurz, ob er sich verleugnen lassen sollte, entschied sich dann aber zu antworten. Sonst wurde er womöglich den Rest der Nacht mit Anrufen bombardiert.

"Was ist denn?" fragte er ungehalten.

Maras Gesicht erschien auf dem Schirm. "Das möchte ich dich fragen, Benjameen." An diesem Tag war sie keineswegs so zuvorkommend und fröhlich wie sonst. Sie wirkte ausgesprochen ärgerlich, und auf ihrer Stirn zeigte sich eine strenge Furche.

"Wieso?" Eine ziemlich patzige Antwort, die eher zu einem Vierzehnjährigen gepaßt hätte.

"Dein Dienst hat längst begonnen. Was ist los? Weshalb bist du noch zu Hause?"

"Ich—ich komme heute nicht", stammelte Benjameen. "Ich fühle mich nicht wohl."

Mara musterte ihn prüfend, und er hatte das Gefühl, bei lebendigem Leib sezziert zu werden. "Hängt das mit gestern zusammen?" wollte sie wissen.

“Ja ... nein ... ich weiß nicht.” Benjameen war nicht darin geübt, zu lügen oder Ausreden zu erfinden. “Hör zu, Mara, ich habe einfach keine Lust. Ich brauche eine Pause. Ich kann so nicht mehr weitermachen. Ich ... ich habe das Gefühl, ausgesaugt zu werden! Ich fühle mich total ausgelaugt. Tagsüber bin ich zu überhaupt nichts zu gebrauchen.”

“Hmmm.” Wenn sie nur endlich den Kontakt abgebrochen hätte! Sie glaubte ihm kein Wort. Und dann dieses kritische “Hmmm”.

Benjameen wand sich wie ein Aal. Er war zu jung, der dreißig Jahre älteren Wissenschaftlerin nicht gewachsen.

“Bitte, Mara”, verlegte er sich aufs Betteln. “Ich komme wieder, wenn ich mich dazu bereit fühle!”

“Du siehst allerdings ziemlich verstört und müde aus. Du solltest dich besser untersuchen lassen.”

“Aber ich brauche nur ein bißchen Schlaf—harmlosen, traumlosen, erholsamen Schlaf! Seit Monaten habe ich nichts anderes mehr als Training gehabt. Ich will mal was anderes machen, andere Leute sehen, ein bißchen was vom Leben mitbekommen!”

“Ich verstehe.” Endlich wandte Mara den Blick von ihm ab; sie schien Notizen zu machen. “Nun, Benjameen, vielleicht haben wir dich wirklich überfordert. Immerhin bist du noch sehr jung. Also, nimm dir ein paar Tage frei. Solltest du dich aber morgen abend noch nicht besser fühlen, erwarte ich, daß du dich untersuchen läßt. Ein paar Tage Urlaub zu haben heißt nicht, daß du vollständig vom Dienst befreit bist! So hattest du das mit Alaska Saedelaere und Gia de Moleon vereinbart. Und mach deine Traumaufzeichnungen, wie wir sie vereinbart haben!”

“Ja”, versprach Benjameen erleichtert. “Danke, Mara, das ist sehr nett. Ich komme bald wieder. Ich melde mich!”

Den Zarphel werde ich tun, dachte er, als die Verbindung beendet war. *Hoffentlich spioniert sie mir nicht hinterher. Man kann ja nie wissen.*

Er war froh, das Gespräch hinter sich gebracht zu haben, und legte sich wieder hin. Nachdem er eingeschlafen war, glitt er wie üblich schnell in die REM-Phase über, aber er fand keine Spur von Tess mehr. Wahrscheinlich war sie inzwischen ebenfalls zu Hause, lag im Bett und schlief.

Das tat er dann ebenfalls—ruhig und erholsam schlafen. Am nächsten Morgen hatte er viel vor.

Kaum war er wach, rief der Para-Träumer sich jede Einzelheit des Traums ins Gedächtnis zurück. Wenigstens hatte Benjameen einen Anhaltspunkt—diese merkwürdige Statue! So eine gab es sicherlich nur einmal in Alashan, und er hatte sie auch schon gesehen. Er rief vom Syntron einen Stadtplan ab, gab eine ungefähre Beschreibung der Statue ein und ließ die Datenbank danach suchen.

Es dauerte nur ein paar Sekunden, dann war der Platz schon gefunden.

“Douc-Langur-Platz”, murmelte er. “Mal sehen ...”

Douc Langur war ein Forscher der Kaiserin von Therm gewesen, der vom Äußeren her einem kompakten Sitzkissen mit vier Beinen und zwei starken Armen glich und der sieben Sinnesfühler statt eines Kopfes besaß. Der erste Kontakt mit ihm hatte im Jahr 3582 alter Zeitrechnung stattgefunden.

“Dort werde ich sie finden!” rief Benjameen aus. Er fühlte sich so aufgeregt wie als kleiner Junge auf Arkon, wenn er auf Entdeckungsreise gegangen war und nach Geheimnissen gesucht hatte.

Allerdings war ‘der Weg ziemlich mühselig, denn der Beförderungsverkehr war nach wie vor weitgehend lahmgelegt. Die öffentlichen Transmitterstationen waren sogar komplett gesperrt.

Benjameen konnte heute gut den Ärger der Leute gestern nachempfinden. Er hatte es äußerst eilig. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als die Strecke teils auf den Förderbändern zurückzulegen, teils zu joggen.

Wenn ihm der Atem ausging, fragte er sich, weshalb er sich eigentlich so beeilte—er wußte doch nicht einmal, ob Tess schon dort sein würde, wenn sie denn überhaupt noch einmal hinging. Aber er wollte sie nicht verpassen; lieber wollte er den ganzen Tag dort auf sie warten.

*

Tess hatte die ganze Nacht wie eine Tote geschlafen. Noch nie hatte sie ihre Parasinne so lange derart intensiv angestrengt, und sie hatte es kaum mehr nach Hause geschafft.

Am Morgen fühlte sie sich wieder frisch, allerdings hatte sie einen Bärenhunger. Sie hatte am Vortag eine Menge Energie verbraucht. Am Schluß waren ihre Sinne so überanstrengt gewesen, daß sie sich taub gefühlt hatte. Sie mußte heute unbedingt ausreichend Energieriegel mitnehmen, damit sie nicht unterwegs zusammenklappte.

Aus der Fabrik fliege ich garantiert raus, und mein Stipendium kann ich abschreiben, wenn ich die Prüfung nicht ablege, dachte sie.

Aber Tess hatte keine Wahl. Sie mußte weiter 'nach der Quelle des schrecklichen Hasses suchen. Sie war sicher, daß Alashan eine große Gefahr drohte.

Als hätte sie den Teufel beschworen, erhielt sie einen-Anruf ihres Schichtleiters. Zuerst wollte sie nicht hingehen, aber dann konnte sie vermutlich wirklich nur noch ihre Kündigung entgegennehmen.

Tore Hansen wirkte ziemlich sauer. Sein rundes, gutmütiges Gesicht war krebsrot. Er überhäufte Tess mit Vorwürfen, sich für ihre Abwesenheit nicht entschuldigt zu haben, schon wieder nicht erschienen zu sein und es nicht für nötig zu befinden, mal anzurufen.

Tess wartete, bis er Dampf abgelassen hatte. Dann sagte sie: "Tut mir leid."

Tore blieb für einen Moment die Luft weg. "Was? Das ... das ist alles? Mehr hast du nicht zu sagen?"

Tess hob die Schultern. "Mir fällt keine Ausrede ein."

"Und wie wär's mit der Wahrheit?"

"Ich konnte nicht. Es ging einfach nicht, Tore. Kann ich ... kann ich bitte ein paar Tage frei haben?"

Jetzt schnappte ihr Chef nach Luft. "Du hast eine merkwürdige Art, Anträge zu stellen, Mädchen! Du weißt genau, daß wir wichtige Dinge zu erledigen haben!"

Tess machte ein schuldbewußtes Gesicht. "Ich weiß. Ich habe bald Prüfung, und irgendwie komme ich hinter allem nicht mehr hinterher. Ich habe in der letzten Zeit ein paar Extra-Schichten geschoben. Das war zuviel, glaube ich."

Tore legte die Stirn in Falten. "Hm. Ja. Kann sein", brummte er. "Bist ja ein junges Ding. Ist auch nicht einfach, sich plötzlich allein durchs Leben schlagen zu müssen, wie? Bin schließlich kein Unmensch, ich weiß das doch. Red halt mit mir, hm?"

"Tut mir wirklich leid, Tore. Du kannst es mir ja abziehen."

"Darum geht's doch gar nicht!" polterte er sofort wieder los. "Aber gut, darüber reden wir das nächste Mal. Hast ja noch eine Menge zu lernen, Kind." Er durfte das sagen. Er war fast hundert Jahre älter als sie. "Ich gebe dir also frei, bis du deine Zwischenprüfung abgelegt hast, in Ordnung? Danach meldest du dich aber sofort wieder pünktlich zum Dienst, verstanden?"

"Verstanden", strahlte Tess erleichtert.

- Wenigstens ein Problem weniger. Kurz darauf war sie unterwegs zu dem Platz, an dem sie gestern gescheitert war.

Sie hatte den Platz gestern das erste Mal betreten und hatte nachschauen müssen, wie er hieß. *Douc Langur*, nach der drei Meter hohen Statue des merkwürdigen Wesens. Irgendwie schien es Tess der richtige Ort zu sein, um Geheimnisse zu suchen. Die Gedankenimpulse der Menschen hatten sie eindeutig hierhergeführt.

Das Seltsame war nur, daß sie weiterhin keinen Impuls des Hasses mehr empfangen konnte. Seit dem ersten Mal, als sie ohnmächtig geworden war, hatte sich dieser Impuls nicht wiederholt. War demjenigen etwas zugestoßen? Machte sie sich ganz umsonst Sorgen?

Langsam ging Tess über den Platz und konzentrierte sich auf ihre telepathischen Fähigkeiten. Im Augenblick herrschte kaum Verkehr, nur vor und in den Geschäften hielten sich vereinzelt

Menschen auf.

In diesem Moment kam ihr jemand von der anderen Seite entgegen. Ein junger Mann, der direkt auf sie zuhielt und sie eindringlich ansah—mit einer seltsam frohen Miene, als ginge es um ein Wiedersehen. Er war wohl in ihrem Alter, lang und schlaksig, um etwa sieben Zentimeter größer als sie, mit weißer Haut, langen weißen Haaren und sehr hell schimmernden Augen.

Tess blieb stehen. Der junge Mann näherte sich ihr bis auf zwei Meter, bevor er ebenfalls verharnte.

“Bin ich froh, dich endlich zu finden”, sagte er ohne Begrüßung.

Einen Moment sahen sie sich nur an, von der ersten Sekunde an auf seltsame Weise voneinander fasziniert.

“Du bist ein Arkonide, nicht wahr?” begann Tess schließlich die Konversation.

“Ja, und du ... du bist sehr hübsch”, platzte es ihm heraus.

“Danke. Wie ... hm ... hast du mich denn gefunden?”

Er deutete auf ihre Augen. “Ich habe hindurchgesehen.”

Tess schwieg. Sie schloß die Lider halb und konzentrierte sich auf die Gedanken des jungen Mannes. Aber sie konnte seine Gedanken nicht lesen, so sehr sie sich auch anstrebte.

Leise fragte sie: “Bist du so wie ich?”

Der Arkonide schüttelte den Kopf. “Nur ähnlich, Tess.”

“Aber du kennst meinen Namen. Ich kenne deinen nicht.”

“Entschuldige. Ich bin Benjameen von Jacinta. Ich lernte dich kennen, während ich schlief. Ich sah dich durch deine Augen im Spiegel.”

Tess lachte. “Hoffentlich hatte ich etwas an!” scherzte sie.

Benjameens albinotisch weiße Haut nahm eine rote Tönung an. “Es war nur ganz kurz”, sagte er verlegen.

“Oh”, machte sie, nun gleichfalls verlegen.

Einige Sekunden schwiegen sie wieder, reglos voreinander stehend. Beide waren verwirrt, fanden die Situation jedoch nicht peinlich.

Schließlich fragte Tess: “Hast du meine Gedanken gelesen?”

Benjameen schüttelte den Kopf. “Nicht wirklich. Ich kann nur Kontakt aufnehmen, wenn ich schlafe. Aber du kannst es, nicht wahr?”

In ihren Augen blitzte ein wilder Funke auf, ähnlich dem Blick, der ihn letzte Nacht geweckt hatte. “Woher weißt du das?”

Benjameen erschrak diesmal jedoch nicht. Er hob die Schultern. “So ein Gefühl.”

“Gehen wir woandershin”, sagte Tess. “Wo wir reden können.”

Ohne eine Zustimmung abzuwarten, ging sie schon davon, als wäre jemand hinter ihr her. Benjameen hatte erdenkliche Mühe, ihr auf den Fersen zu bleiben. Das Mädchen war weitaus besser trainiert als er, ihre langen Beine schienen den Boden kaum zu berühren. Er hatte auch lange Beine, aber die waren ziemlich ungeschickt.

Sie schleppte ihn über Förderbänder oder rannte voraus, so lange, bis sie die Stadtgrenze erreicht hatten und Zortengaam betraten. Hier erst verlangsamte Tess den Schritt, schlug den ersten Weg abseits der Hauptstraße ein, ging ein paar Minuten kreuz und quer durch ein Wirrwarr an Gassen und deutete schließlich auf eine winzige Taverne, mit ein paar Tischchen und Stühlen draußen.

Außer der thorrimischen Bedienung war niemand anwesend. Tess bestellte auf Glausching etwas, dessen Namen Benjameen nicht kannte, und setzte sich hin.

Erst jetzt sprach sie wieder. Während Benjameen noch verschnaufte, ging ihr Atem nicht einmal beschleunigt.

“Es ist wahr”, führte sie den Faden fort, als wäre ihr Gespräch nur ganz kurz unterbrochen gewesen. “Du bist der erste, der es weiß.”

“Der erste?” entfuhr es Benjameen erstaunt. “Aber ... wie hast du es verborgen gehalten, beispielsweise vor deinen Eltern? Vor allem ... das mit deinen Augen?”

“Du meinst, daß ich anop, also farbenblind bin und nur schwarzweiß sehen kann?” Tess lachte. “Das bin ich seit meiner Geburt. Das Wort anop hasse ich übrigens. Ich bevorzuge es so auszudrücken, daß ich *monochrom* sehe. Nur wenige wissen davon. Meistens konnte ich die Farben richtig erraten aufgrund meiner PSI-Begabung. Gedankenlesen kann ich erst seit der Pubertät, aber vorher war ich empathisch und konnte viel instinktiv erraten. Meine Mutter hat ein paarmal versucht, mich hereinzulegen, weil sie etwas vermutet hat, aber es war leicht, sie zu überlisten. Durch meine enge Bindung zu ihr konnte ich schon als Kleinkind ihre Gedanken recht gut erkennen.”

Tess legte die Hand an die Lippen und kicherte verhalten in sich hinein.

“Einmal, ich weiß es noch gut, waren wir an meinem Geburtstag Kleidung kaufen, und sie wollte mich testen mit einem grauenhaften bunten Rock. Leider aber hat sie vergessen, das Auswahlmodul hinter ihr abzuschalten, und ich konnte die Farbnamen ablesen. Sie war enttäuscht! Und ich war heilfroh, daß sie mich nicht gezwungen hat, jeden einzelnen Streifen zu benennen daran wäre ich nämlich gescheitert ...”

Benjameen lachte ebenfalls. “Ein wenig Glück gehört wohl dazu.”

Tess nickte. “Inzwischen bin ich darin natürlich sehr gut geübt. Für die Arbeit in der Fabrik hier brauchte ich keinen Farbentest, daher weiß es in Alashan niemand.”

“Macht es dir etwas aus, keine Farben sehen zu können?”

“Nicht im geringsten. Ich kenne es ja nicht anders. Aber vielleicht kannst du mir dabei helfen, Farben begreifen zu lernen. Das möchte ich schon gern.”

Die thorrimische Bedienung brachte zwei hohe Gläser mit einer interessanten vielfarbigen—oder, von Tess’ Warte aus, mit verschiedenen Grautönen gemischten—Flüssigkeit und einen kleinen Teller mit Knabbereien. Die beiden jungen Leute prosteten sich zu.

“Ich kann verstehen, weshalb du es verborgen hast”, murmelte Benjameen, nachdem er das Glas wieder abgestellt hatte.

Tess lachte bitter. “Wenn es eine Abneigungsliste gegen Mutationen gäbe, so nähme Telepathie sicher einen der obersten Ränge ein. Menschen sind Individualisten, sie können es nicht ertragen, daß jemand in ihrem Kopf herumkramt und Dinge zutage fördert, die niemand wissen sollte. Und mir geht es nicht anders. Wenn bekannt würde, was ich bin, könnte ich nicht mehr über mein Leben bestimmen, man würde mich von innen nach außen stülpen.”

“So ist es bei mir ja schon”, gestand Benjameen schmerzlich. “Halt es geheim, solange es geht!”

“Na ja, ewig kann ich das nicht, das ist mir klar. Aber erst, wenn ich dreißig bin oder so und gut damit zurechtkomme, werde ich mich dem TLD offenbaren—oder dem Bürgermeister. Natürlich bin ich ab dem Zeitpunkt dann nur noch ein Monstrum.”

Benjameen legte plötzlich seine Hand auf ihre. “Für mich nicht.”

“Natürlich nicht”, sagte sie sanft. “Du bist wie ich.”

Sie bannte seinen Blick mit ihren dunklen Augen. Auch - wenn sie seine Gedanken nicht lesen konnte, erriet sie seine Empfindungen.

“Ist es nicht komisch?” fuhr sie leise fort. “Irgendwie habe ich das Gefühl, als ob wir schon immer zusammengewesen wären.”

Plötzlich zog sie ihre Hand zurück und sprang auf dem Stuhl herum, um die seltsame Stimmung zu unterbrechen.

“Kindisch, nicht wahr?” meinte sie und lachte fröhlich, als Benjameen, der durch ihre unerwartet heftige Bewegung erschrocken hochgefahren war, sein Glas dabei umwarf und dann beinahe noch vom Stuhl fiel bei dem Versuch, dem umherspritzenden bunten grauen—Inhalt zu entkommen.

“Nein, gar nicht, aber weißt du ...”, stammelte er, “an dein Temperament muß ich mich erst noch gewöhnen, glaube ich.”

Tess lachte lauthals. “Erzähl mir von dir!” forderte sie ihren neuen Freund dann auf.

“In Ordnung”, sagte Benjameen. “Und danach erzählst du mir endlich, wonach du suchst.”

8.

Ergebnisse und Schwärmereien

Jemand schnüffelt hier herum. Ich merke es doch, daß etwas vor sich geht. Nach all der langen Zeit werden diese Alashaner auf einmal mißtrauisch. Ich muß mich gezwungenermaßen nach einer anderen Nahrungsmittelquelle umsehen, weil der bisherige Platz nicht mehr sicher erscheint.

Ich spüre so etwas, ohne Frage. Einen direkten Beweis habe ich nicht, und den brauche ich natürlich nicht. Doch diese letzte Zeit des Wartens werde ich jetzt auch noch herumbringen. Ich werde mich eben in nächster Zeit ruhig verhalten, bis sich das Mißtrauen gelegt hat.

Mein Platz ist nach wie vor sicher. Noch niemand ist in meine Nähe gekommen oder hat hier etwas vermutet. Trotzdem muß ich vorsichtig sein, wenn ich mein Versteck verlasse. Auch wenn jetzt der Gleiterverkehr allmählich wieder zunimmt. Da kann ich besser untertauchen, sollte ein Notfall eintreten.

Momentan bin ich gut versorgt. Ich muß mein Versteck nicht verlassen. Ich werde mich weiter auf meine Abreise vorbereiten. Und natürlich auf meinen Triumph über die Alashaner!

*

Trabzon Karett war ziemlich übernächtigt und geschafft. Die Entschlüsselung war schneller vorangegangen als erwartet, und die benötigte Rechnerzeit hatte sich um einige Stunden verringert. Trotzdem mußte die Großsyntronik weiter beansprucht werden, um den Datensalat zu entwirren und etwas Verwertbares herauszuziehen.

Dies erwies sich zunächst als unmöglich.

“Es ist Schrott!” rief der Computerspezialist schließlich frustriert. “Das kann doch einfach nicht wahr sein, daß ich nur Mist heruntergeladen habe!”

“Das ist bestimmt nicht so”, versuchte ein Mitarbeiter ihn -zu beschwichtigen. “Shabazza macht sich nicht die Mühe mit so vielen Daten, die zu nichts taugen!”

“Und doch ist es so.” Karett fuhr sich durch die strähnigen blonden Haare, die nicht wie sonst korrekt nach hinten gekämmt waren, sondern ihm ungepflegt in die Stirn fielen. “Machen wir uns nichts vor: Wir können mit dem ganzen Zeug überhaupt nichts anfangen. Es ist genauso unlesbar wie zu Beginn, als der Kode noch nicht bekannt war.”

“Ich denke, wir machen einen typischen Fehler”, meldete sich jemand anderer zu Wort. “Wir denken menschlich und projizieren diese Denkweise auf andere. Shabazza ist völlig fremd, und ...”

“Daten sind Daten”, murrte Karett. “Was kann man da anders denken?”

“Nun, wenn man so lange lebt und so mißtrauisch sein muß wie Shabazza, gäbe es da schon eine Möglichkeit.” Derselbe Sprecher von vorhin, ein fünfunddreißigjähriger Gäaner namens Gar Nore, fuchtelte mit den Händen, um seine Überlegungen zu unterstreichen.

Trabzon Karett war nicht in der Stimmung für effektvolle Auftritte. “Drück dich gefälligst etwas klarer aus!” schnauzte er seinen Mitarbeiter an.

“Shabazza arbeitet seit Jahrtausenden aus dem Verborgenen heraus. So jemand schlägt Kapriolen, um Geheimnisse zu wahren. Er wird sie so gut verstecken, bis er sie fast selbst nicht mehr findet.”

Karett's düsteres Gesicht hellte sich auf. “Du meinst, er hat sich nicht allein auf den Kode verlassen ...” Das Leben kehrte in ihn zurück. Er drehte den Stuhl zur Konsole. Seine Finger flogen über die Eingabefelder.

Erneut dauerte es Stunden. Karett brach in seinem Stuhl fast zusammen, aber er war so aufgeputscht, daß er keinen Gedanken an eine Ruhepause verschwendete.

Die Mitarbeiter hatten nach und nach schlapp gemacht. Einige hatten sich auf die Ruheliegen geworfen, die sie in den Arbeitsraum hatten bringen lassen, und schliefen dort. Die anderen waren

gegangen. Zwei waren noch übrig geblieben, die eine Stunde weitermachten, bis sie von zwei anderen, die in dieser Zeit geschlafen hatten, abgelöst wurden.

Trabzon Karetts schüttete Unmengen Muntermacher in sich hinein und machte weiter. Und schließlich hatte er es geschafft, sich durch den Wust hindurchzukämpfen.

“Du hast recht gehabt!” brüllte er auf einmal und erschreckte damit alle Anwesenden—ob wach oder nicht—zu Tode.

Der Angesprochene war allerdings nicht anwesend. Gar Nore hatte vor einer Stunde aufgegeben, aber geschworen, in zwei Stunden wieder hier zu sein.

“Was ist los, Trabzon?” fragte ein unsanft Geweckter verstört.

“Die Vermutung war richtig!” strahlte der Spezialist. “99 Prozent der Daten sind tatsächlich sinnloser Ballast! Sie dienen nur zur Verschleierung und Verschlüsselung! Mit der gängigen positronischen Technik in DaGlausch hätte jeder andere längst aufgegeben wir haben aber den Vorteil der Syntronik! Damit haben wir’s endlich geschafft, obwohl es trotzdem noch Knochenarbeit war!”

Triumphierend hielt er einen MiniDatenspeicher hoch.

Die Mitarbeiter starrten mit rotgeränderten, entzündeten Augen auf das kleine Ding. “Ja, was ... was, das ist alles?” drückte jemand laut aus, was alle dachten.

Trabzon nickte stolz. “Das ist alles. Ein lächerlicher Giga-Byte. Nicht mehr. Alles andere war nichts als Mist!”

Auf einen Schlag waren alle hellwach. Sie kämpften fast um die Plätze an den Terminals, um das herausgefilterte Ergebnis zu analysieren und zu dokumentieren.

Das kostete Zeit, aber wenigstens keine Nerven mehr. Irgendwann traf auch Gar Nore wieder ein.

Es stellte sich heraus, daß die übersetzte Zeichenkette aus zwei Teilen bestand. Der erste Teil enthielt einen *Terminierungsbefehl*—einen Algorithmus, der, per Funk ausgelöst, in einem entsprechend ausgelegten Rechengehirn oder Roboter die Stillegung oder Selbstvernichtung auslöste.

Zum zweiten Teil gehörten einige Dutzend optionale Symbole. Das waren die Adressaten für den Terminierungsbefehl; ihre Eingabe aktivierte den Befehl.

“Ob das wirklich funktioniert?” flüsterte der inzwischen zurückgekehrte Gar Nore nach einer andächtigen Schweigeminute.

Trabzon Karetts glotzte seinen Mitarbeiter aus müden Augen an. “Selbstverständlich funktioniert das!” sagte er entrüstet.

“Na ja, es wäre schon besser, wenn wir das erst mal testen könnten, bevor wir die Bombe platzen lassen”, wagte ein Zauderer einen Einwurf.

Trabzon Karetts strahlende Miene löste sich auf. Er hatte sein Arbeitspensum immer noch nicht überstanden.

“Und wie, in aller Welt, sollen wir das denn machen?” murmelte er. Jemand legte ihm mitleidig eine Hand auf die Schulter.

“Ich weiß was!” rief eine inzwischen wohlbekannte Stimme. Gar Nores Ideen schienen unerschöpflich zu sein. “Fee Kellind hat doch von Kre’Pain einen Korrago mitgebracht! Wir testen die Symbolreihe einfach so lange an ihm, bis sie funktioniert!”

“Oder auch nicht”, unkte jemand und wurde wütend von den anderen zum Schweigen verdonnert.

Wieviel Zeit inzwischen vergangen war, wußte Trabzon Karetts später nicht mehr. Aber obwohl er sich kaum mehr auf den Beinen halten konnte, ließ er es sich nicht nehmen, Perry Rhodan persönlich Bericht zu erstatten.

Das Experiment war ein voller Erfolg gewesen. Nachdem das richtige Symbol nach vielen Fehlschlägen endlich gefunden war, hatte sich das Rechengehirn des Korrago selbsttätig zerstört. Auch wenn nicht bekannt war, welches Symbol welche Adresse ansprach, so hatte man damit doch ein gewaltiges Machtmittel in der Hand.

Perry Rhodan sah die Erfüllung seiner Pläne plötzlich in die nahe Zukunft rücken.

“Wir wissen mit achtzig Prozent Wahrscheinlichkeit, daß Shabazza vollständig von seinen Robotern abhängig ist und sich damit gegen einen möglichen Aufstand schützen will”, sagte er. “Dieser Terminierungsbefehl ist eine harte Variante unserer Robotergesetze. Das bedeutet, wir haben endlich eine Waffe gegen Shabazza in der Hand!”

*

Ein wunderbarer Sonnentag ging zu Ende. Tess und Benjameen hatten sich die ganze Zeit in Zortengaam aufgehalten. Obwohl sie sich nun nicht mehr ganz fremd waren, hatten sie sich immer noch so viel zu erzählen wie alte Freunde, die sich erst nach Jahrzehnten wiedersehen.

Beide waren glücklich darüber, endlich einen Gesprächspartner gefunden zu haben, der die PSI-Gabe nicht als einen Makel ansah und Scheu davor hatte, sondern volles Verständnis für all die Sorgen und Nöte, die Geheimnistuerei und die Angst vor Entdeckung hatte.

Je länger sie redeten, desto näher kamen sie sich.

Die zartgliedrigen Thorrimmer, die höchstens eine Länge von 1,70 Meter erreichten, sahen dem hochgewachsenen, attraktiven jungen Paar manchmal hinterher, das einträchtig Hand in Hand durch die Straßen und Kavernen schlenderte. Allein schon durch die schwarze und weiße Haarfarbe bildeten sie einen interessanten Kontrast, der sehr exotisch auf die fast haarlosen Thorrimmer wirken mußte.

Passend zu ihrem Gesichts-Make-up und ihrer hellen Haut trug Tess ein eng anliegendes schwarzes Trägershirt, eine enge schwarze Hose mit einem breiten Gürtel, schwarze Stiefeletten und einen schwarzen langen, dünnen Mantel. Benjameen trug eine einfache graue Kombination, aber ebenfalls einen langen, hellgrauen Mantel.

Durch ihre Kleidung signalisierten sie der Umgebung, was sie fühlten: *Wir gehören zusammen.*

Ein wunderbares Gefühl, nach allem, was geschehen war. Auf einmal fühlten sie sich nicht mehr fremd, nicht mehr einsam. Selbst die Sehnsucht nach den Familien war nicht mehr so schmerzlieh.

‘Zortengaam .bot das richtige Ambiente für zwei junge Leute, die gerade vorsichtig die ersten Schritte auf dem Feld der Liebe unternahmen. Es war romantisch und malerisch, die “Kulissen” stimmungsvoll. Das Wetter rundete diese verträumten Stunden noch ab—es war angenehm warm, der Himmel wolkenlos.

Irgendwann am Abend, die Sonne war fast untergegangen und hatte den Himmel mit einer Farborgie—für Tess Grau in allen Schattierungen—übergossen, waren sie auf dem Rückweg nach Alashan, als Benjameen plötzlich stehenblieb. Er hielt Tess’ Hand weiterhin fest und sah ihr in die Augen.

“Tess, ich ... ich muß dir was sagen”, begann er. Auf einmal war er wieder der schüchterne, verschlossene junge Mann, der nicht recht wußte, wie er sich ausdrücken sollte.

“Was Schlimmes?” fragte Tess. Daß er auf einmal so ernst war, beunruhigte sie.

“Tess, ich’ ... ich hab’ dich lieb”, gestand Benjameen. Seine Stimme zitterte.

“Ich hab’ dich auch lieb”, sagte Tess. Ihr fiel das Geständnis bedeutend leichter. In ihren lachenden dunklen Augen tanzten winzige goldene Fünkchen.

Benjameens Miene entgleiste. Verwirrt und glücklich zugleich stand er einfach nur da und starrte seine Angebetete an.

Tess schlang die Arme um seinen Nacken und zog seinen Kopf zu sich heran. Sie küßten sich zum ersten Mal, zuerst zurückhaltend, dann immer intensiver.

Eng umschlungen machten sie sich weiter auf den Rückweg. Tess schlug ganz selbstverständlich den Weg Richtung Octavian-Anlage ein, in deren Nähe ihr Apartment lag. Benjameen blieb an ihrer Seite, bis sie vor der Tür standen.

Erst hier zögerte er. “Ich muß dir noch was sagen”, murmelte er verlegen. “Ich ... habe noch nie ...”

Tess lachte leise. "Mach dir keine Gedanken", flüsterte sie, stellte sich etwas auf die Zehenspitzen und knabberte zärtlich an seinem Ohrläppchen. "Ich auch nicht."

9.

Ein Schuß und zwei Bomben

Warten, warten, warten! Ich habe es satt! Ich habe keine Geduldsmehr, ich will nicht mehr!

Ich kann sie sehen, wie sie umherlaufen, stolz wie die aufgeblähten Fassels! Widerlich und abstoßend sind sie! Ich werde ihnen den Stolz aus ihren abgrundtief häßlichen Gesichtern brennen, bis nichts mehr übrig bleibt als ein Häufchen Asche und ein paar Knochenreste!

Ich bin gedemütigt, ja, da kann ich mir noch so viel einreden! Wenn die anderen nur schon hier wären! Dann wäre endlich alles vorbei! So lange habe ich jetzt ausgeharrt, aber ich bin zermürbt, am Ende, ich kann nicht mehr! Ich kann sie nicht mehr sehen, diese verlogene Stadt mit ihren eitlen Einwohnern, die sich für besser als alle anderen halten!

Sie sind schuld an meinem Unglück! Sie sind schuld daran, daß ich nie mehr Saewena der Zweite sein werde! Alle sind tot, und ich bin so leer, so einsam. Nur der Haß hält mich am Leben, und er rüttelt mich wieder auf! Beinahe hätte ich ihn einschlummern lassen, schwächer werden ... und dann wäre ich schwach geworden ...

Aber nein! Ich werde nicht sterben, bis die anderen hier sind. Bis ich endlich meine Rache erfüllt sehe. Das bringt mir mein früheres Leben nicht mehr zurück, aber es wird ein Trost sein, ein Ende und ein neuer Anfang zugleich.

O Alashan, betrachte die Sonne, solange .du noch kannst! Bald wirst du brennen, heißer als Thorrtimer, heller und—kürzer. Ein Ascheregen wird über dich kommen, zu Asche wirst du werden—du und alle, die in dir leben!

*

"Nein!" Tess stieß völlig unerwartet einen Schrei aus. Mit einer heftigen Abwehrbewegung schleuderte sie unbeabsichtigt ihren Teller vom Tisch. Das Frühstück darauf verteilte sich in der Umgebung, während der Teller scheppernd auf dem Boden landete.

Benjameen sah sie erschrocken an. "Was hast du?"

"Es ist schrecklich!" rief Tess. Sie war weiß wie ein Tuch, und sie preßte die Finger an die Schläfen. "Dieser Impuls hat mich wieder genauso überfallen wie das erste Mal, von dem ich dir erzählt habe!"

"Das ist eigentlich gar nicht so schlecht, Tess. Dann finden wir ihn vielleicht endlich, denkst du nicht?"

"Ich weiß nicht ... ich habe Angst ..."

"Du bist nicht allein, Tess! Ich werde dir helfen. Diesmal finden wir ihn. Ich habe dir doch gesagt, daß unsere enge Verbindung unsere Kräfte gegenseitig verstärkt. Vertrau mir! Wir müssen es tun."

Tess blinzelte, allmählich ließ der Schock nach. Ihre Haut nahm wieder eine normale Farbe an. Anklagend deutete sie auf den Teller und die Überreste ihres Essens. "Sieh dir das an! Ein tolles erstes gemeinsames Frühstück!" Sie griff nach einem Lappen, beugte sich nach unten und wischte hektisch herum.

"Aber Tess, das ist nicht weiter schlimm. Wir bleiben doch zusammen, oder?" Das klang beinahe ängstlich.

Ihre erste gemeinsame Nacht hatte das Band zwischen ihnen nur gefestigt. Ihre Eltern hätten das wahrscheinlich als Teenager-Schwärmerei angesehen, aber es war mehr. Beide wußten, daß sie sich liebten, obwohl sie sich erst so kurz kannten. Sie gehörten zusammen, waren bereits jetzt eine Einheit.

“Benjameen, du bist ein Trottel, natürlich bleiben wir zusammen!” klang es von unten herauf. “Erst recht, wenn ich aus der Fabrik geflogen bin und einen Ernährer brauche ...”

Benjameen mußte gegen seinen Willen lachen. “Jetzt hör aber auf!”

Tess ließ den Lappen liegen und richtete sich auf. “Du hast recht. Ich sollte mich lieber nochmal konzentrieren.”

Benjameen rückte mit seinem Stuhl eng zu ihr und hielt ihre Hände. Sie schloß die Augen und ließ sich treiben. Durch den Körperkontakt zu Benjameen strengte die Konzentration sie bei weitem nicht so an. Sie hatte das Gefühl, als wären ihre Kräfte um ein Vielfaches verstärkt.

Und dann hätte sie die Quelle des Hasses endlich gefunden.

“Douc-Langur-Platz”, murmelte sie. “Wie wir es vermutet haben, Benjameen. Wir müssen schnell dorthin—das heißt, falls die Transmitter wieder funktionieren.”

“Wir nehmen einen Taxigleiter”, sagte Benjameen.

Die Terranerin starrte ihn verdutzt an. “Weißt du, was das kostet?”

Er grinste jugenhaft. “He, ich bin nicht einfach irgendwer! Ich habe schon ein paar Vorteile.” Triumphierend zog er seinen TLD-Ausweis hervor. “Die haben mich doch in ihren Verein genommen. Das bringt mir Geld und einige Vorteile, dafür habe ich dummerweise Dienstverpflichtungen. Beeil dich, Tess!”

Eine Viertelstunde später waren sie unterwegs. Es herrschte wieder der normale rege Verkehr, und der Taxigleiter konnte nicht so schnell vorankommen, wie es die beiden jungen Leute gern gehabt hätten.

Während des ganzen Fluges konzentrierte sich Tess, dicht an Benjameen geschmiegt.

“Er heißt Saewena”, sagte sie plötzlich. “Auf einmal werden seine Gedanken klar! Großer Gott, er hat irgend etwas Schreckliches vor ... er wartet auf jemanden ... er will Alashan vernichten!”

“Drunter geht’s wohl nicht”, brummte Benjameen. “Am besten, ich schalte jetzt auf Handsteuerung.”

“Das kannst du?”

“Das kann ich.”

Der Autopilot protestierte nur kurz, dann hatte der junge Arkonide die Steuerung bereits übernommen. Die IDKarte des Terranischen Liga-Dienstes verschaffte ihm mühelosen Zugang.

“Wir haben den Douc-Langur-Platz bald erreicht”, meldete Benjameen. “Kannst du den Aufenthaltsort von Saewena genau lokalisieren?”

“Noch nicht ganz ... seine Gedanken sind ziemlich wirr, und da ist eine Menge los ...”

“Das hat uns gerade noch gefehlt! Wir müssen die Leute wegbringen!”

“Aber dann weiß er doch, daß wir hinter ihm her sind ...”

“Das merkt er ohnehin schnell genug, wenn er nicht blöd ist. Kannst du herausfinden, ob er Waffen hat?”

Tess erbleichte. Hastig konzentrierte sie sich wieder.

“Ich glaube schon”, flüsterte sie. “Und er ist sehr mißtrauisch ... er scheint zu erkennen, daß etwas nicht stimmt ... aber zum Glück kann er mich nicht bemerken ...”.

“Na, hoffentlich”, knurrte Benjameen. Inzwischen schwebten sie am Rand des Platzes, auf dem lebhafter Verkehr herrschte. “Das gefällt mir aber überhaupt nicht. Wenn dieser Irre wild zu schießen anfängt, hagelt es hier Tote.” Der Arkonide schaltete die Außensprechanlage ein.

“Achtung, hier spricht der Terranische Liga-Dienst”, schallte es weithin. “Auf diesem Platz wird eine versteckte Bombe vermutet. Bitte verlaßt sofort diesen Bereich und bringt euch in Sicherheit. Dies ist eine Anordnung des Terranischen Liga-Dienstes ...”

Die Ansage hatte genügt. Die Leute rannten unten bereits auseinander. Niemand wollte es darauf ankommen lassen, ob es sich um einen Scherz handelte oder nicht. Binnen Sekunden war der Platz geräumt; einige waren geflüchtet, die anderen drängten sich in neugierigen Trauben am Rand zusammen.

“Wenigstens etwas”, sagte Benjameen erleichtert zu sich.

Er zuckte zusammen, als Tess ihre schmalen Finger in seinen Arm krallte. Ihre Augen waren

weit aufgerissen und starrten die Statue an.

“Dort ist er!” rief sie. “Er ist sehr aufgeregt, ich kann ihn mühelos orten! Er ist genau vor uns, Benjameen!”

An der vorderen Körperoberseite, unterhalb der Sinnesfühler, befanden sich drei nebeneinander senkrecht angeordnete, zehn Zentimeter lange und zwei Zentimeter breite Schlitze, die die Sprechorgane darstellten.

Benjameen verlor keine Sekunde und steuerte sofort den Gleiter direkt darauf zu.

“Achtung, er hat uns entdeckt!” stieß Tess hervor. “Benjameen, er ...”

“Ich sehe es!” zischte Benjameen.

In dem mittleren Schlitz glühte plötzlich etwas auf. Ein greller Feuerball schoß auf den Gleiter zu, und Tess hatte das Gefühl, in das Innere einer Sonne zu blicken.

Die junge Frau hatte nicht einmal mehr Zeit zu schreien.

*

Nachdem er die Ergebnisse erhalten hatte, hatte Perry Rhodan um einen erneuten Termin beim Bürgermeister und der TLD-Chefin gebeten. Außer Gia de Moleon und Stendal Navajo waren von der Alashan-Seite noch der Thorrimmer-Beauftragte Jedder Colusha und zwei weitere Beauftragte für Innere Angelegenheiten anwesend. Perry Rhodan, Reginald Bull und Trabzon Karett vertraten die “andere” Seite.

Nachdem der Computerspezialist seinen Bericht in kurzen Worten vorgetragen hatte, wiederholte Perry Rhodan noch einmal seine Absicht, Shabazza auf Century I direkt anzugreifen und die SOL zu erobern.

Stendal Navajo wiederholte ebenso noch einmal seine Ablehnung. Als ehemaliger TLD-Agent konnte er die Aussichten eines solchen Himmelfahrtskommandos genau einschätzen.

“Wir haben darüber in den vergangenen Tagen mehrfach diskutiert”, sagte Gia de Moleon. “Wir sind uns sicher, daß Shabazza euer Einsatz auf Century I nicht entgangen sein wird. Es ist also davon auszugehen, daß er nur auf einen zweiten Versuch wartet.”

“Das ist richtig”, stimmte Rhodan zu. “Aber deshalb spielen wir ihm noch lange nicht in die Hände.”

“Was macht dich nur so sicher?” fuhr die TLD-Chefin auf. “Hast du uns bisher irgendwelche Argumente oder Beweise vorenthalten?”

Rhodan nickte. “Offen gestanden, ja. Ich wollte diese Beweise nicht einsetzen, um euch nicht zu beunruhigen. Bis jetzt hatte ich gehofft, daß unsere bisherigen Argumente euch überzeugen würden.”

“Na, da bin ich ja gespannt”, äußerte sich Stendal Navajo mißtrauisch.

Auf Rhodans Zeichen hin aktivierte Trabzon Karett seinen mitgeführten Mini-Syntron. In der Mitte über dem Konferenztisch baute sich ein Holo auf und zeigte eine Aufzeichnung, die das Kommando während des Einsatzes auf Century I hergestellt hatte.

Es war deutlich ein Kontrollraum zu erkennen, in dem anscheinend die gesammelten Daten aller Beobachtungsstationen von DaGlausch zusammenliefen.

Das Holo zeigte die Bemühungen des Kommandos, die Daten von Thorrim abzurufen—was gelang.

Und nicht nur das. Auch Alashan war darin enthalten.

Nach dem Ende der Vorführung herrschte entsetztes Schweigen in dem Raum.

“In Worten ausgedrückt”, sagte Rhodan schließlich, “bedeutet das, daß euer ganzes Versteckspiel sinnlos ist. Die Stillhaltetaktik ist überholt. Shabazza *weiß* über Alashan Bescheid, und nicht erst seit gestern oder ein paar Wochen. Er könnte mit seinen Schlachtschiffen jederzeit hier erscheinen und euch mit einem Schlag vom Erdboden hinwegfegen -oder gleich den ganzen Planeten wegblasen.”

Reginald Bull fügte hinzu: “Und es ist garantiert nur eine Frage der Zeit, *wann* er diese

Entscheidung treffen wird.”

“Das ... das ändert natürlich alles”, stotterte der Bürgermeister der Nation Alashan. Sein strenges Gesicht war grau geworden.

Die drei Beauftragten waren so blaß und in sich zusammengesunken, daß Bull schon drauf und dran war, nach einem Mediker zu rufen.

“Davor haben wir uns immer gefürchtet”, sagte Gia de Moleon erschüttert. “Und nun wissen wir, daß wir allen Grund dazu hatten. Vermutlich weiß Shabazza schon seit unserer Isolation von uns, aber bisher waren wir ihm wohl nicht wichtig genug.”

“Er hat sicher eine Menge andere Probleme”, pflichtete Bull ihr bei. “Und wir werden bald zu seinem größten Problem. Wenn er um seine Existenz kämpft, hat er keine Zeit, sich um Alashan zu kümmern.”

Stendal Navajo hatte sich wieder gefangen. “Nur, wie wollt ihr das anstellen?” fragte er. “Ich bin trotzdem nicht bereit, tausend Agenten in einen sicheren Tod zu schicken. Wie sieht eure Strategie aus? Ist sie wenigstens zu einem geringen Teil erfolgversprechend?”

“Nein, weil wir noch keine haben”, antwortete Rhodan.

“Das dachte ich mir.” Navajo nickte heftig. “Es hätte mich auch wirklich gewundert, wie ihr gegen 22.000 Schlachtschiffe, 118 Raumforts und einen ganzen Planeten voller Feinde antreten wollt!”

“Allein unser Aufgebot gibt uns eine Chance. Eintausend Spezialisten, ein einigermaßen gut gerüstetes Schiff wie die GOOD HOPE und eine entsprechende Ausrüstung kann man nicht gerade *nichts* nennen. Wir treten nicht mit leeren Händen an.”

“Wenn ich die Zahlen so gegenüberstelle—doch”, beharrte der Bürgermeister. “Es wäre fast zum Lachen, wenn es nicht um unsere Existenz ginge.”

“Aber ihr seht doch ein, daß wir etwas unternehmen *müssen*?” warf Bull ein.

“Das bestreitet inzwischen niemand mehr”, sagte Gia de Moleon. “Aber ihr müßt verstehen, daß wir ein von vornherein sinnloses Opfer ablehnen müssen.”

“Dazu wird es nicht kommen”, behauptete Rhodan. “Auch wenn ich an einer genauen Strategie erst noch arbeiten muß, haben wir doch noch etwas anderes.”

“Was denn?” Stendal Navajo hob interessiert die dichten Augenbrauen.

“Eine zusätzliche Bombe?” konnte sich Jedder Colusha eines Kommentars nicht enthalten. Er wischte mit zitternden Fingern den Schweiß von der Stirn. Seine beiden Kollegen verharrten weiterhin in geschocktem Schweigen.

Perry Rhodan nickte. “Trabzon hat doch berichtet, daß er den Terminierungsbefehl in Shabazzas Daten entdeckt hat ...”

“Ja, und daß man vorher das Adreß-Symbol eingeben muß”, unterbrach Navajo. “Was nützt uns das bei Millionen Symbolen, deren Zuordnung wir nicht kennen?”

“Wieso sollten wir sie zuordnen?” gab Rhodan zurück. “Wenn wir *alle* Symbole *gleichzeitig* verwenden, wird der terminierende Algorithmus in *allem*, was *Korrango* ist oder was dieselben Schaltmuster verwendet, ebenso gleichzeitig ausgeführt!”

Diesmal herrschte nicht entsetztes, sondern verblüfftes Schweigen. Diese Lösung war nahehegend gewesen, und sie hatten sie übersehen -weil sie zu hehr auf ihre eigenen Angelegenheiten fixiert gewesen waren.

Natürlich war das eine Chance. Damit konnte auf Century I so hinreichend Verwirrung gestiftet werden, daß selbst diese kleine Handvoll Angreifer Erfolg haben konnte.

“Noch irgendwelche Gegenargumente?” fragte Reginald Bull freundlich.

Trabzon Karett grinste nur breit.

Gia de Moleon stieß einen Seufzer aus. “Keine”, gab sie zu. “Wir werden euch geben, was ihr braucht. Und dann!” brach es auf einmal aus ihr hervor: “Dann tretet diesem Mistkerl in den Hintern!”

Benjameen von Jacinta reagierte in unheimlicher Geschwindigkeit. Er riß den Gleiter zur Seite. Der Thermoschuß schlug in der Glassitkuppel des Gleiters ein und sprengte sie. Die Trümmer regneten um die beiden jungen Leute herab, ohne sie zu verletzen.

Tess Qumisha saß wie erstarrt. Sie hatte sich noch nie in Lebensgefahr befunden, schien überhaupt nicht zu begreifen, was geschah.

Bei Benjameen war das anders. Er hatte Alaska Saedelaere einst vor Jenseitsjack gerettet und eine schnelle, aber gute Ausbildung auf Camelot und zum Teil auch im TLD-Tower erhalten. In einem Moment wie diesem war der schüchterne Junge vergessen. Die antrainierten Reflexe ließen ihn genau das Richtige tun, ohne daß er lange darüber nachdenken mußte oder zögerte.

Der zweite Schuß folgte unmittelbar dem ersten. Benjameen hatte keine Chance, den Gleiter rechtzeitig herumzureißen. Die Strahlbahn verfehlte Tess' Kopf nur um Zentimeter, doch sie gab keinen Ton von sich.

Inzwischen hatte der Gleiter gewendet, und Benjameen manövrierte ihn trotz des fortgesetzten Beschusses in einem halsbrecherischen Zickzack-Kurs wieder näher an die Statue heran. *Jetzt oder nie*, dachte er.

Auf den Straßen rannten die Leute kreuz und quer durcheinander, ängstlich schreiend, aber doch nicht bereit, auch nur eine Sekunde dieses Schauspiels zu versäumen.

“Er schießt und schießt und schießt ... er brennt vor Haß ... es schmerzt ...”, murmelte Tess.

Sie war wie in Trance. Anscheinend konzentrierte sie sich immer noch auf Saewenas Gedanken.

“Wer konnte auch ahnen, daß diese Statue hohl ist ...”, stieß Benjameen hervor.

Die Kontrollen des Gleiters gaben Alarm. Er hatte inzwischen mehrere Treffer erhalten, und die Stabilisatoren hatten Mühe, den selbstmörderischen Kurs zu halten.

“Tess, halt dich an mir fest!” befahl Benjameen seiner Freundin. Sie hörte ihn immerhin und klammerte sich verzweifelt an ihn. “Ich gehe jetzt auf Kollision!”

Eine ziemlich waghalsige Idee, aber vermutlich die einzige Möglichkeit, diesen Kampf schnell zu beenden.

Die Schüsse pfliffen weiter an ihnen vorbei, aber Saewena hatte in seinem Zorn und der aufkeimenden Panik die Kontrolle über sich verloren und feuerte blindlings, ohne den Gleiter genau ins Visier zu nehmen. Ihm gelangen keine Treffer mehr.

“Er ist verrückt geworden”, sagte Tess leise. “Er verliert den Verstand ...”

Benjameen benutzte erneut seine ID-Karte, um die Kollisionskontrolle des Gleiters auszuschalten.

“Sei ruhig!” schrie er nervös, als der Syntron sich in Warnhinweisen überschlug.

“Du mußt es tun”, sagte Tess, immer noch wie in Trance. Sie zeigte keinerlei Furcht, ihre Augen hatten einen glasigen Schimmer. “*Jetzt!*”

“Ja”, stimmte Benjameen zu. “Ja.”

Halte dich fest, es wird einen gewaltigen Ruck geben, fügte er in Gedanken hinzu. Erst dann fiel ihm ein, daß Tess seine Gedanken ja nicht lesen konnte.

Aber das war auch nicht notwendig. Er spürte ihre Arme um seine Taille. Kurz vor der Statue zog er den Gleiter noch einmal hoch, drehte eine Kurve und beschleunigte.

Die Schüsse zischten harmlos an ihnen vorbei. Der Fahrtwind raubte Tess fast den Atem, doch nur ein paar Sekunden.

Dann prallten sie mit gewaltigem Getöse gegen die Statue. Der Bug des Gleiters brach durch seinen Schwung das obere Drittel der Statue in einem Stück ab und schleuderte es hundert Meter weit auf die Straßen hinab.

Mit einem gewaltigen Donnern zertrümmerte das Bruchstück auf der Straße, Staub und Einzelteile spritzten in alle Richtungen davon, zerschlugen Scheiben und Einrichtungen.

Der schwer angeschlagene Gleiter geriet ins Trudeln, aber Benjameen konnte ihn wenigstens so weit noch halten, daß er fast neben dem Bruchstück eine unsanfte Bauchlandung hinlegte, die den Gleiter endgültig zu Schrott zerlegte. Zum Glück hatten sie sich zuletzt nur wenige Meter hoch befunden, sonst wäre diese Landung anders ausgegangen.

“Bist du verletzt?” schrie er nach Tess, die während des Aufpralls von ihm weggeschleudert worden war.

Er sah ihren schwarzen Haarschopf durch die Staubschwaden auftauchen und seufzte erleichtert.

“Nein!” kam es zurück. “Los, wir müssen zu der Statue, schnell!”

In fieberhafter Eile kletterten sie aus den rauchenden Trümmern. Auf dem Platz herrschte helle Aufregung; einige Menschen waren von umherfliegenden Teilen leicht verletzt worden, zum Glück niemand schwer. Beschwerden wurden laut, andere diskutierten den Vorfall. Ein Trivid-Roboter war bereits eingetroffen und nahm die ersten Interviews auf, ohne daß irgend jemand eine Ahnung haben konnte, was überhaupt, geschehen war.

“Zurückbleiben!” rief Benjameen eindringlich und hielt seinen TLD-Ausweis hoch. “Dieser Bereich hier ist gesperrt! Verlaßt sofort die Unfallstelle!”

Murrend zogen sich die Schaulustigen zurück. Kritische Stimmen wurden laut. Es könne doch nicht sein, daß ein halbwüchsiger Arkonide zu einer TLD-Marke kommen konnte. Dennoch fügten sich die Menschen—vor allem, als Benjameen erneut die erfundene Bombe erwähnte, die immer noch hochgehen könne.

“Diese Autorität ...” Tess konnte schon wieder fröhlich grinsen. Ihr Gesicht war rußverschmiert, und ihre Kleidung hatte ein paar Risse abbekommen. Ihr rechter Unterarm zeigte eine Schwellung, die sich langsam dunkel färbte. Sie hinkte ein wenig, ließ sich aber nicht helfen. “Ich wußte gar nicht, daß du so sein kannst.”

“Ich kann noch ganz anders.” Benjameen zeigte weiterhin ein entschlossenes Auftreten. “Für irgend etwas muß der ganze Aufwand ja gut sein, nicht?” Er grinste zu Tess zurück. “Warte mal, bis du auch ein paar Abenteuer überstanden hast ...”

“Daran kann man sich gewöhnen, glaube ich.” Die beiden munterten sich mit diesen Sprüchen gegenseitig auf; das half, den Schrecken schneller zu überwinden. Außerdem waren sie viel zu sehr von dem Adrenalinschock aufgeputscht. Es war alles so schnell gegangen, daß sie eine Weile brauchen würden um zu begreifen, wie knapp sie mit dem Leben davongekommen waren. Später, wenn sie Ruhe hatten, darüber nachzudenken ...

Gemeinsam durchsuchten sie die Trümmer. Ungefähr die Hälfte des abgetrennten Stückes war noch intakt, und Benjameen entdeckte mehrere technische Geräte, allesamt in Miniaturausgabe.

Auf einmal blieb Tess stehen. “Benjameen ... ich kann ihn spüren! Er hat das Bewußtsein wiedererlangt! *Er lebt noch!*”

“Aber wo denn, um Himmels willen?” rief Benjameen. “Ich kann hier niemanden entdecken!”

Tess suchte mit ihrer telepathischen Gabe, stieg über einige Teile hinweg und deutete dann hinunter. “Komm mal her!”

In ein paar Metern Entfernung neben dem großen Bruchstück lag ein winziger Körper, vielleicht zwanzig Zentimeter lang. Er wand sich in Agonie, unfähig, sich zu erheben. Offensichtlich hatte er sich an dieser Stelle in der Statue versteckt gehalten und war bei dem Aufprall herausgeschleudert worden.

Der kleine Körper war wurmförmig, mit einer rotbraunen, nasselnden Haut; mit zwei tentakelartigen Beinen und vier ebensolchen Armen, die in zwei Greiffingern endeten. Zwei solche Greiffinger umklammerten einen winzigen Strahler. Die großen bleichen Augen waren blicklos. Der ganze Körper war von häßlichen Wunden entstellt, aus denen eine dunkle Flüssigkeit über die Kombination aus sehr feinen Kettengliedern sickerte. Aus dem breiten Mund über dem Halsansatz quoll grünlicher Schaum.

“Er stirbt ...”, flüsterte Tess. “Er denkt ... er denkt immer noch an seine Rache ... an einen Taka, der ihn rächen wird, wenn er kommt ...”

Das Wesen bewegte sich noch ein paar Sekunden. Dann lag es starr, und Tess spürte seinen Geist verlöschen. Sie taumelte und fiel neben dem winzigen Leichnam auf die Knie.

“Jetzt ist er tot, aber es ist ... es ist noch nicht vorbei”, flüsterte sie.

Einerseits fühlte sie sich erleichtert, denn der schreckliche Haßimpuls war für immer verschwunden. Andererseits war es das erste Mal gewesen, daß sie das Sterben eines Lebewesens mental miterlebt hatte. Wenn auch nur für wenige Sekunden, zu schnell, daß sie es richtig hatte erfassen können. Doch allein das sachte Streifen des Todes erschütterte sie tief.

“Nein, das ist es wohl nicht”, sagte Benjameen leise. Er griff Tess unter die Arme und zog sie hoch. Behutsam stützte er sie mit einem Arm und streichelte mit der anderen Hand ihr Gesicht. “Tut mir leid, daß du das mitmachen mußt.”

Tess seufzte. Dann atmete sie tief durch. “Es ist nicht zu verhindern, Benjameen. Eines Tages wäre das so oder so passiert. Es ist vielleicht nicht schlecht, wenn ich so jung damit konfrontiert werde. Ich glaube, da wird man leichter damit fertig. Und wenn du mir dabei hilfst ...”

“Das weißt du, Tess.” Benjameen drückte sie kurz an sich. “Aber jetzt haben wir ein anderes Problem. Ich glaube, Saewena gehört irgendwie zu den Dscherro.”

Tess löste sich von ihm und starrte den kleinen Leichnam an. “Bist du sicher?”

Benjameen nickte. “Du hast von einem *Taka* gesprochen. Das deutet klar auf die Dscherro hin. Ich denke mal, daß Saewena zu den anderen Dscherro und ihrer Burg gehört hat. Als der Unfall mit den Heliotischen Bollwerken passierte, ist er irgendwie hier zurückgeblieben.”

“Und hat Kontakt zu einer anderen Horde aufgenommen, die nun hierher unterwegs ist.” Tess machte ein erschrockenes Gesicht. “Benjameen, jetzt haben wir es eilig ...”

*

Die Entscheidung wurde sofort in die Tat umgesetzt. Die Vorbereitungen für den Sturm auf die SOL liefen innerhalb weniger Stunden auf Hochtouren. Die Lager des TLD wurden bis in die hintersten Winkel geplündert.

Alles, was eintausend Agenten benötigten, um in einem Kampf ohne SERUNS am Leben zu bleiben, wurde in die GOOD HOPE III verladen.

Perry Rhodan und Reginald Bull unterrichteten ihre Kampfgefährten persönlich von ihrem Erfolg. Sie alle Monkey eingeschlossen—meldeten sich freiwillig zum Einsatz.

Sogar Tautmo Aagenfelt stellte sich in die vorderste Front. Seine Darmgrippe war auskuriert, und er schien es nicht erwarten zu können, in das nächste Abenteuer zu stolpern. Er hatte inzwischen so viele Abenteuer erfolgreich bestanden, daß er sich anscheinend kein anderes Leben mehr vorstellen konnte.

Seltsamerweise wunderte sich niemand über die Überwindung seiner Feigheit. Der Hyperphysiker gehörte irgendwie zum festen Team um Perry Rhodan und war nicht mehr wegzudenken.

Für die TLD-Agenten konnte Perry Rhodan keine Entscheidung treffen, die lag bei Gia de Moleon. Sie mußten sich bei ihr bewerben, und die wenigsten hatten Zweifel, nicht angenommen zu werden.

Die zivile Bevölkerung von Alashan wurde natürlich zu diesem Zeitpunkt nicht informiert. Es gab so schon genügend Durcheinander, die Leute durften nicht noch mehr beunruhigt werden.

Jedder Colusha und die anderen beiden Beauftragten waren zum Stillschweigen verpflichtet worden. Sie durften nicht einmal ihre Familien darüber unterrichten. Und in ihrem eigenen Interesse gaben sie das Versprechen.

Da der Tower unter der Erde lag und das Landefeld nicht weit davon außerhalb der Stadt, bekam niemand etwas von den hektischen Vorbereitungen mit.

Auf nahezu sämtlichen Etagen des Towers ging es jetzt zu wie in einem Ameisenhaufen. Doch es herrschte kein Chaos; jeder wußte, was er zu tun hatte. Die Agenten bewiesen ihre gute Ausbildung durch Disziplin, auch wenn viele von ihnen, die spezialisiert und daher entsprechende

Individualisten waren, darin nicht ihre Stärke sahen.

Doch Rhodan hatte zur Eile gedrängt. Je schneller sie in das Century-System zurückkehrten, desto überraschter würde Shabazza sein—und um so weniger Vorbereitungszeit war ihm geblieben.

Ob Eismer Störmengord und die GLIMMER mit von der Partie waren, war noch nicht geklärt. Darüber dachte Rhodan noch intensiv nach.

Die eintausend Spezialisten waren jedenfalls sehr schnell gefunden. Eine Menge weiterer Agenten meldeten sich darüber hinaus' freiwillig. Sie alle brannten auf einen Einsatz, das monatelange Stillhalten im TLD-Tower ging ihnen auf die Nerven.

‘Aber die TLD-Chefin blieb hart—eintausend Leute, keiner mehr, keiner weniger. Der Rest mußte sich für den *Krisenfall Robinson* bereithalten.

Für Gia war es natürlich deprimierend, die gerade erst aufgerüstete GOOD HOPE III hergeben zu müssen. Doch sie wußte, daß ihr keine Wahl blieb. Die Agenten mußten schließlich transportiert werden—und das in einem sicheren Gefährt.

*

Perry Rhodan drehte sich um, als er ein dünnes Trompeten hinter sich hörte. Er lächelte, als der kleine indische Elefant auf ihn zugewackelt kam und ihn stürmisch mit ausgestrecktem Rüssel begrüßte.

Hinter ihm kam Mondra Diamond. Sie schüttelte ihr Haar in einer leichten Brise und lachte.

“Tja, ich wollte noch mal mit Norman ausgehen. Es heißt ja schon wieder Abschied nehmen. Aber Stendal hat sich gut um ihn gekümmert, findest du nicht?”

“Er sieht gut genährt aus.”

“Ich glaube, er ist sogar ein bißchen gewachsen. Jedenfalls ist er gut drauf, und ich weiß ihn weiterhin in guten Händen.” Mondra beugte sich und knuddelte den Zwergelafanten, der mit geschlossenen Augen wohligh grunzte. Dann sah sie Rhodan an. “Und was tust du hier draußen?”

“Deinen Ratschlag befolgen und ein wenig in der Natur abschalten, um neue Gedanken zu finden”, antwortete Perry lächelnd.

Er war von dem Brachfeld über dem Tower aus Richtung Landefeld gegangen. Von hier aus war der wenige Kilometer entfernte, etwas tiefer gelegene “Raumhafen” gut zu sehen. Die GOOD HOPE III sah mit ihren 120 Metern Durchmesser mächtig aus. Das geschäftige Treiben wirkte von hier aus wie ein Bienenstock.

“Da sieht man mal wieder, wie sehr es auf die Perspektive ankommt”, meinte Mondra, als sie neben Perry stand und mit ihm hinuntersah. “So sieht die GOOD HOPE tatsächlich wie ein angsteinflößender Schlachtkreuzer aus, nicht wie ein gerade mal mittelgroßes, total veraltetes Museumsstück.”

“Das habe ich mir auch gedacht.” Rhodan schmunzelte. “Aber es tut gut, die Arbeiten daran zu sehen. Damit wissen wir, daß es vorangeht.”

“Hast du dich selbst für deinen Kampf gerüstet?” fragte sie.

“Ich denke schon.” Er legte seinen Arm um ihre Taille. “Es geht wieder einmal um eine große Auseinandersetzung und Entscheidung.”

“Hast du jemals einen so jämmerlichen Haufen in den Krieg geführt?”

“Ich glaube nicht, nein.”

“Also kannst selbst du noch neue Erfahrungen machen.”

Er zog sie an sich, um sie zu küssen. Sie war überrascht, was sie aber nicht hinderte, den Kuß zu genießen und intensiv zu erwidern.

“Und wenn uns jetzt jemand gesehen hat?” fragte Mondra schelmisch.

“Ich habe mich umgesehen. Niemand ist in der Nähe, und die da unten haben anderes zu tun.” Perry löste die Umarmung, behielt jedoch den Arm um ihre Taille, als er sich wieder der Beobachtung zuwandte. “Jeder Tag bringt neue Erfahrungen, Mondra, das muß man sich immer vergegenwärtigen”, führte er die kurzzeitig unterbrochene Unterhaltung fort.

“Sag mal ... siehst du wirklich eine Chance für unsere Truppe?” stellte Mondra eine unerwartete Frage.

“Aber selbstverständlich”, antwortete Perry erstaunt. “Zweifelst du?”

“Ich weiß nicht. Ich bin noch nicht so lange in dem Geschäft wie du.”

“Wenn ich keine Hoffnung mehr hätte, würde ich dieses Risiko niemals eingehen. Ich könnte nicht so viele Leute für eine Sache opfern, an die ich selbst nicht glaube. Und ich habe schon so viel überstanden ... warum nicht auch dies. Niemand ist unbesiegbar.”

Mondra, die frühere Zirkusartistin, schmiegte sich an den Unsterblichen. “Danke, daß du uns diesmal die Auseinandersetzung über meine Teilnahme erspart hast. Du weißt, daß ich an deiner Seite kämpfen will. Außerdem ist es mein Beruf. Ein Risiko haben wir immer, oder nicht?”

“Das habe ich eingesehen.” Er neigte sich und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn. “Du bist für dein Leben selbst verantwortlich, Mondra. Und ich bin nur froh, dich an meiner Seite zu haben.”

In diesem Moment stellte sich Norman vor sie, blies seinen Rüssel auf und trompetete energisch. Beide lachten.

*

Stendal Navajo beobachtete die Vorbereitungen mit sorgengefurchter Stirn. Er wußte, daß er richtig gehandelt hatte, obwohl er geglaubt hatte, daß seine Entscheidung durch nichts umgestoßen werden konnte. Aber da hatte er auch noch nicht alle Fakten gekannt.

Der Mann mit dem Zylinder war für seine emotionslose Analysen auch unter Druck bekannt, ebenso für seinen Hang zum Pragmatismus. Trotzdem lastete die Verantwortung über die Nation Alashan jetzt noch schwerer auf ihm als bisher.

Der schwerste Schlag war, auf die GOOD HOPE III verzichten zu müssen. Wenn irgendwann der *Krisenfall Robinson* eintrat, waren sie ihrer wichtigsten Waffe beraubt. Wie sollten sie sich dann verteidigen? Mit dem Kugelraumer ging auch das einzige “echte” Transformgeschütz, das sie besaßen.

Natürlich würden die Fabriken weiterhin auf Hochtouren laufen, aber sie benötigten nun einmal Zeit—die sie womöglich nicht mehr hatten.

Es war ein schweres Dilemma, in dem sie steckten, und Navajo konnte nur darauf hoffen, daß sie schlichtweg Glück hatten. Und weshalb auch nicht? Vielleicht nahmen sie sich wichtiger, als sie waren. Das Thortimer-System war ziemlich unbedeutend, am Rand von DaGlausch, außerhalb der vielbefahrenen Routen. Weshalb sollten sie nicht Glück haben?

Diese Seifenblase zerplatzte im folgenden Moment, als Stendal Lärm vor seinem Büro hörte. Jemand wollte sich anscheinend Zutritt verschaffen und wurde daran gehindert.

Der Zylinder-Mann stand auf und ging zur Tür, die sich automatisch öffnete.

Der Lärm erstarb augenblicklich. Navajo erkannte Benjameen von Jacinta, in derangierter Aufmachung, mit einer unbekannten jungen Begleiterin, die nicht besser aussah.

“Was ist denn hier los?” fragte der Bürgermeister.

Stendal Navajo spürte, wie sich eine eiserne Klammer um seine Brust legte. Es war die Ahnung, daß er gleich etwas Schreckliches erfahren würde.

“Stendal”, stieß Benjameen keuchend hervor, “das hier ist Tess Qumisha. Wir haben dir etwas zu berichten etwas sehr Wichtiges ...”

ENDE

Zwei Entscheidungen stehen an—beide werden das Leben und Überleben der kleinen Nation Alashan in nächster Zukunft beeinflussen.

Perry Rhodan muß mit einer viel zu kleinen Streitmacht aufbrechen, um die SOL zu erobern und einen Einsatz auf Century 1 zu versuchen. Ohne einen solchen Einsatz ist zu befürchten, daß Shabazza die Nation Alashan sofort vernichtet.

Eine Spur "harmloser" sind die Dscherro, aber für die 200.000 Menschen und deren thorrimischen Freunde müssen sie trotzdem als übermächtiger Gegner wirken. Und es ist davon auszugehen, daß die Weltraumbarbaren jetzt über Alashan informiert sind ...

Robert Feldhoff berichtet über die dramatischen Ereignisse rings um Thorrim und über die große Konfrontation. Sein PERRY RHODAN-Roman erscheint in der nächsten Woche und trägt den Titel

KRISENFALL ROBINSON